



Amélie
Nothomb
*Im Namen
des
Lexikons*

Nomen est omen. Lucette weiß, daß ihrer Tochter ein besonderes Schicksal vorbestimmt ist. Deshalb läßt sie sie auf den Namen Plectrude taufen. Dieser Name soll Garantie sein für ein intensives und abenteuerliches Leben. Und tatsächlich: Plectrude ist anders. Anders als ihre Geschwister, anders als die Klassenkameraden. Mit ihren großen Augen bezaubert oder erschreckt sie die Leute. Sie hat kein Talent, außer fürs Ballett. Darin ist sie hochbegabt. Ein Wunderkind!

Als Kleinkind lebt Plectrude in einer märchenhaften Phantasiewelt. Doch schon bald wird sie von der Wirklichkeit eingeholt: In der Schule ist sie die totale Außenseiterin. Nur das Ballett bietet noch Raum für hochfliegende Träume – bis Plectrude die École des rats an der Pariser Oper besucht, wo auch die letzten Illusionen zerbrechen.

Im Namen des Lexikons ist die rasant erzählte Geschichte eines Wunderkinds – eine Geschichte, die tragisch enden könnte, wäre da nicht die übersprühende Lebenslust und die Erkenntnis, noch mal von vorne anfangen zu können: als (fast) ganz normaler Mensch.

»Amélie Nothomb ist eine Meisterin der Geschwindigkeit. Jedes Jahr legt sie einen neuen Roman vor, jedes Jahr wird es ein Bestseller und jedes Jahr zeigt sie, daß die literarische Qualität dabei nicht auf der Strecke bleibt. Mit *Im Namen des Lexikons* hat sie es wieder geschafft.« *Buchreport, Dortmund*

d

Amélie Nothomb

*Im Namen des
Lexikons*

Roman

*Aus dem Französischen von
Wolfgang Krege*

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2002
bei Albin Michel S.A. Paris,
unter dem Titel
›Robert des noms propres‹
Copyright © 2002 by
Editions Albin Michel S.A. Paris
Umschlagfoto: Mark Rykoff,
›Child with Angel Wings‹,
ca. 1900-1914
(Ausschnitt)
Copyright © Rykoff Collection/
CORBIS

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2003
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/03/44/1
ISBN 3 257 06344 X

Lucette war in der achten Stunde schlaflos. Das Baby in ihrem Leib hatte seit dem vorigen Abend den Schluckauf. Alle vier, fünf Sekunden erschütterte ein gigantischer Ruck den Körper der Neunzehnjährigen, die vor einem Jahr beschlossen hatte, Frau und Mutter zu werden.

Das Märchen hatte wie ein Traum begonnen. Fabien war schön, er erklärte sich für sie zu allem bereit, sie hatte ihn beim Wort genommen. Der Junge, der so alt war wie sie, hatte es lustig gefunden, einmal Heiraten zu spielen, und verdutzt und gerührt hatte die Familie die beiden Kinder sich in Hochzeitskleidung werfen gesehen.

Wenig später hatte Lucette triumphierend verkündet, daß sie schwanger sei.

– Ist das nicht ein bißchen früh? hatte ihre große Schwester gefragt.

– Das kann nicht früh genug sein! hatte die kleine Schwester in ihrer Begeisterung geantwortet.

Mit der Zeit wurde es weniger märchenhaft. Fabien und Lucette hatten viel Streit. Er, den ihre Schwangerschaft doch so gefreut hatte, sagte ihr nun:

– In deinem Interesse solltest du aufhören, verrückt zu spielen, wenn das Kleine da ist.

– Willst du mir drohen?

Er ging und knallte die Tür hinter sich zu.

Dennoch, sie war sich ihrer Sache sicher. Was sollte daran verrückt sein, ein starkes, pralles Leben zu wollen? War es nicht vielmehr verrückt, etwas anderes zu wollen? Jeder Tag, jedes Jahr sollte ihr das Maximum bringen.

Jetzt erkannte sie, daß Fabien nicht auf gleicher Höhe war. Er war ein ganz normaler Junge. So wie er Heiraten gespielt hatte, spielte er nun den Ehemann. Von einem Märchenprinzen hatte er nichts. Sie ging ihm auf die Nerven. Er sagte:

– Da haben wir's, sie rastet aus!

Manchmal war er auch nett. Er streichelte ihr den Bauch und sagte:

– Wenn es ein Junge ist, heißt er Tanguy. Wenn ein Mädchen, Joëlle.

Lucette fand diese Vornamen abscheulich.

In der Bibliothek ihres Großvaters hatte sie eine Enzyklopädie aus dem 19. Jahrhundert zur Hand genommen. Darin stieß sie auf die unglaublichsten Vornamen, die wildbewegte Schicksale verhiessen. Lucette notierte sie sich gewissenhaft auf Zetteln, die sie manchmal wieder verlor. Später fand dann

jemand hier und da ein zerknittertes Papierchen, auf dem »Eleuthère« oder »Lutegarde« geschrieben stand, und niemand begriff, was diese edlen Namensleichen zu bedeuten hatten.

Sehr bald schon hatte das Baby sich zu regen begonnen. Der Gynäkologe sagte, noch nie habe er es mit einem so unruhigen Fötus zu tun gehabt: »Unerhört!«

Lucette lächelte. Schon jetzt war ihr Kleines ein Ausnahmekind. Zu dieser gar nicht so fernen Zeit war es noch nicht möglich, das Geschlecht des Kindes im voraus zu erkennen. Dem schwangeren Mädchen machte das wenig aus.

– Es wird ein Tänzer oder eine Tänzerin, hatte sie verfügt, den Kopf voller Träume.

– Nein, sagte Fabien. Es wird entweder ein Fußballer oder eine Nervensäge.

Sie blickte ihn an, als hätte sie Dolche in den Augen. Er meinte es nicht böse, er wollte sie nur foppen. Sie aber sah in solchen Hänseleien das Wahrzeichen einer tief verwurzelten Vulgarität.

Wenn sie allein war und der Fötus wie verrückt strampelte, redete sie ihm liebevoll zu:

– Los, mein Kleines, tanze nur! Ich beschütze dich, ich lasse nicht zu, daß aus dir ein Fußballer namens Tanguy oder eine Nervensäge namens

Joëlle wird. Du wirst tanzen können, wo du willst, an der Pariser Oper oder bei den Zigeunern.

Nach und nach hatte Fabien sich angewöhnt, nach dem Mittagessen zu verschwinden und erst gegen zehn Uhr abends wiederzukommen, ohne jede Erklärung. Lucette, durch die Schwangerschaft erschöpft, hatte nicht die Kraft, auf ihn zu warten. Wenn er heimkam, schlief sie schon. Morgens blieb er bis halb zwölf im Bett. Er trank einen Becher Kaffee und rauchte dazu eine Zigarette, den Blick ins Leere gerichtet.

– Geht's dir gut? Überanstrengst du dich auch nicht? fragte sie ihn eines Tages.

– Und du? antwortete er.

– Ich? Ich krieg ein Baby. Schon mal davon gehört?

– Ich denke schon. Du redest ja von nichts anderem.

– Na ja, das ist auch ziemlich anstrengend – stell dir mal vor, du wärest schwanger.

– Ist nicht meine Schuld. Du hast es doch gewollt. Ich kann es ja nicht für dich austragen.

– Könnte man mal wissen, was du nachmittags so tust?

– Nein.

Da platzte ihr der Kragen:

– Ich weiß von gar nichts mehr! Du sagst mir nichts!

– Außer dem Baby interessiert dich ja auch nichts.

– Du müßtest nur interessant sein. Dann könnte ich mich für dich interessieren.

– Ich bin interessant genug.

– Na los, dann interessier mich mal, wenn du dazu imstande bist!

Seufzend ging er und holte ein Futteral, dem er einen Revolver entnahm. Sie machte große Augen.

– Da siehst du, was ich nachmittags tue! Schießen.

– Wo denn?

– In einem geheimen Klub. Tut nichts zur Sache.

– Und das Ding ist scharf geladen?

– Ja.

– Kann man damit jemanden erschießen?

– Klar.

Fasziniert streichelte sie die Waffe.

– Ich werde gut, mußt du wissen. Ich treffe mit dem ersten Schuß ins Schwarze. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist. Unglaublich schön! Wenn ich mal angefangen habe, kann ich nicht mehr aufhören.

– Ich verstehe.

Es kam nicht oft vor, daß sie sich verstanden.

Die große Schwester, die schon zwei kleine Kinder hatte, vergötterte Lucette und kam sie besuchen. Sie fand sie bildschön, viel zu zierlich für den dicken Bauch. Eines Tages bekamen sie Streit:

– Du solltest ihm zureden, daß er sich eine Stelle sucht. Er wird schließlich Vater.

– Wir sind neunzehn. Die Eltern zahlen doch.

– Nicht in alle Ewigkeit.

– Warum kommst du mich mit solchen Sachen anöden?

– Das ist doch wichtig.

– Immer mußt du mir mein Glück vermiesen!

– Was redest du da?

– Und jetzt willst du mir sagen, daß man doch Vernunft annehmen muß und blablabla.

– Du bist verrückt! Das hab ich doch nicht gesagt.

– Aha! Verrückt bin ich! Das mußte ja kommen! Du bist eifersüchtig! Du willst mich fertig-machen!

– Aber, Lucette...

– Raus! brüllte sie.

Die große Schwester ging. Sie war niedergeschlagen. Daß die Kleine sehr empfindlich war, hatte sie schon immer gewußt, aber jetzt nahm das ein Ausmaß an, das Besorgnis erregte.

Von da an legte Lucette jedesmal, wenn die Äl-

tere sie anrief, den Hörer auf, sobald sie ihre Stimme erkannte.

»Ich habe auch so schon Probleme genug«, dachte die Jüngere.

In Wahrheit spürte sie, ohne es sich einzugestehen, daß es so nicht weitergehen konnte und daß die große Schwester es wußte. Wie sollten sie einmal ihren Unterhalt verdienen? Fabien interessierte sich nur für Feuerwaffen, und sie selbst war zu gar nichts nütze. Trotzdem würde sie niemals Kassiererin in einem Supermarkt werden. Wozu sie übrigens gar nicht fähig gewesen wäre.

Sie drückte sich ein Kissen auf den Kopf, um nicht mehr darüber nachdenken zu müssen.

In dieser Nacht also hatte das Baby in Lucettes Leib den Schluckauf.

Man kann sich nicht vorstellen, was der Schluckauf eines Fötus auf ein hochempfindliches schwangeres Mädchen für einen Einfluß ausübt. Fabien, für sein Teil, schlief den Schlaf des Gerechten. Lucette, ihrerseits, war in der achten Stunde schlaflos und im achten Monat schwanger. Ihr riesiger Bauch erschien ihr wie eine tickende Zeitbombe.

Jedes einzelne Schlucken schien ihr dem Tick-tack zu entsprechen, das sie dem Moment der Explosion näher brachte. Aus der Einbildung wurde

Wirklichkeit: Etwas knallte durch – in Lucettes Kopf.

Sie stand auf, von einer plötzlichen Gewißheit getrieben, die ihr mit einem Mal die Augen weit öffnete.

Sie holte den Revolver aus dem Versteck, wo Fabien ihn aufbewahrte. Sie kam zurück ans Bett, wo der Junge schlief. Auf die Schläfe zielend, betrachtete sie sein schönes Gesicht und murmelte:

– Ich liebe dich, aber ich muß das Baby vor dir schützen.

Sie hielt die Mündung näher heran und schoß, bis das Magazin leer war.

Sie betrachtete die Blutspritzer an der Wand. Dann rief sie ganz ruhig die Polizei an:

– Ich habe eben meinen Mann getötet. Kommen Sie!

Als die Polizisten kamen, wurden sie von einem hochschwangeren Kind empfangen, das einen Revolver in der rechten Hand hielt.

– Legen Sie die Waffe weg! sagten sie und zielten auf sie.

– Ach, die ist nicht mehr geladen, antwortete sie und gehorchte.

Sie geleitete die Polizisten bis ans Ehebett, um sie ihr Werk in Augenschein nehmen zu lassen.

– Sollen wir Sie aufs Revier oder ins Krankenhaus bringen?

– Warum ins Krankenhaus? Ich bin nicht krank.

– Kann man nicht wissen. Aber Sie sind schwanger.

– Noch nicht unmittelbar vor der Entbindung. Nehmen Sie mich mit aufs Polizeirevier! forderte sie, wie wenn sie auf einem Recht beharrte.

Man tat, was sie verlangte. Auf dem Revier sagte man ihr, sie könne einen Anwalt hinzuziehen. Sie sagte, das sei nicht nötig. Ein Mann in einem Büro stellte ihr Fragen ohne Ende, darunter die folgenden:

– Warum haben Sie Ihren Mann getötet?

– Das Kleine in meinem Bauch hatte den Schluckauf.

– Ja, und dann?

– Nichts. Ich habe Fabien getötet.

– Sie haben ihn getötet, weil das Kleine den Schluckauf hatte?

Sie schien etwas irritiert, bevor sie antwortete:

– Nein. So einfach ist es nicht. Im übrigen hat das Kleine nun keinen Schluckauf mehr.

– Sie haben Ihren Mann getötet, damit der Schluckauf des Kleinen aufhört? Sie mußte ungehörigerweise lachen:

– Nein, also, das ist komisch!

- Warum haben Sie Ihren Mann getötet?
- Um mein Baby zu schützen, versicherte sie, nun wieder in vollem, tragischem Ernst.
- Aha! Ihr Mann hatte es bedroht?
- Ja.
- Das hätten Sie gleich sagen sollen.
- Ja.
- Und womit hat er gedroht?
- Er wollte es Tanguy nennen, wenn es ein Junge wäre, und Joëlle, wenn ein Mädchen.
- Und weiter?
- Nichts weiter.
- Sie haben Ihren Mann umgebracht, weil Ihnen die Vornamen nicht gefielen, die er wählte?

Sie zog die Stirn kraus. Sie spürte wohl, daß in ihrer Begründung etwas fehlte, und trotzdem war sie sicher, recht zu haben. Sie verstand sehr gut, was sie getan hatte, und fand es um so ärgerlicher, es nicht erklären zu können. Also beschloß sie zu schweigen.

– Sind Sie ganz sicher, daß Sie keinen Anwalt wollen?

Ja, dessen war sie sicher. Wie hätte sie das alles einem Anwalt erklären sollen? Der würde sie auch nur für eine Irre halten. Je mehr sie redete, desto mehr hielt man sie für eine Irre. Also würde sie nichts sagen.

Sie kam ins Gefängnis. Eine Krankenschwester besuchte sie jeden Tag.

Wenn man ihr den Besuch ihrer Mutter oder ihrer großen Schwester meldete, lehnte sie es ab, sie zu sehen.

Fragen beantwortete sie nur, wenn sie ihre Schwangerschaft betrafen. Andernfalls blieb sie stumm.

Im stillen aber redete sie sich selbst zu: »Ich hatte recht, Fabien zu töten. Er war nicht schlecht, er war mittelmäßig. Das einzige an ihm, was nicht mittelmäßig war, war sein Revolver, aber er hätte immer nur einen mittelmäßigen Gebrauch davon gemacht, etwa gegen die kleinen Halunken aus der Nachbarschaft, oder womöglich hätte er das Kind damit spielen lassen. Ich hatte recht, das Ding gegen ihn zu kehren. Wer sein Kind Tanguy oder Joëlle nennen will, schickt es in eine Welt des Mittelmaßes hinein, versperrt ihm von vornherein den Horizont. Ich hingegen will, daß mein Kleines das Unendliche in Reichweite hat. Ich will, daß es sich durch nichts eingeengt fühlt, ich will, daß sein Vorname ihm ein Schicksal jenseits der Norm verheißt.«

Im Gefängnis gebar Lucette ein kleines Mädchen. Sie nahm es in die Arme und betrachtete es voll

inniger Liebe. Niemals hat man eine glücklichere junge Mutter gesehen.

– Du bist viel zu schön! sagte sie immer wieder zu der Kleinen.

– Wie wollen Sie das Kind nennen?

– Plectrude.

Eine Delegation von Aufseherinnen, Psychologinnen, Leuten, die irgendwas mit Justiz oder, noch undurchsichtiger, mit Medizin zu tun hatten, marschierte auf, um Einwände zu erheben: So könne sie doch ihre Tochter nicht nennen!

– Doch, kann ich! Es hat eine heilige Plectrude gegeben. Was sie getan hat, weiß ich nicht mehr, aber gegeben hat es sie.

– Aber denken Sie doch an die Kleine, Lucette!

– Ich denke nur an sie.

– Damit bekommt sie doch nichts als Probleme.

– Damit wird den Leuten von vornherein klar, daß sie jemand Besonderes ist.

– Man kann auch Marie heißen und trotzdem jemand Besonderes sein.

– Marie, das ist kein Schutz. Plectrude, das bietet Schutz. Die Endung klingt wie der Aufprall auf einen Schild.

– Dann nennen wir sie doch Gertrude! Das trägt sich leichter.

– Nein. Die erste Silbe läßt an ein Pektorale, ei-

nen Brustschmuck, denken: Dieser Vorname ist ein Talisman.

– Es ist ein grotesker Vorname, alle werden Ihre Tochter verspotten.

– Nein. Er wird sie stark genug machen, sich zu wehren.

– Warum legen Sie es darauf an, daß sie sich wehren muß? Sie wird auch so schon Schwierigkeiten genug haben.

– Sie wollen sagen, meinetwegen?

– Unter anderem.

– Beruhigen Sie sich, ich werde ihr nicht lange im Weg sein. Und jetzt hören Sie mal zu! Ich sitze im Gefängnis und habe keinerlei Rechte. Als einzige Freiheit bleibt mir noch, mein Kind so zu nennen, wie ich will.

– Das ist egoistisch, Lucette.

– Im Gegenteil. Und außerdem geht es Sie nichts an.

Sie ließ die Kleine im Gefängnis taufen, um sicherzugehen, daß alles nach ihrem Willen lief.

In der Nacht darauf drehte sie sich einen Strick aus zerrissenen Laken und erhängte sich in ihrer Zelle. Am Morgen fand man ihren zierlichen Kadaver. Sie hatte keinen Brief hinterlassen, keine Erklärung. Der Vorname ihrer Tochter, auf den sie so viel Wert gelegt hatte, war ihr Testament.

Clémence, die große Schwester, holte das Baby aus dem Gefängnis ab. Dort war man heilfroh, diese Kleine loszuwerden, die unter so schrecklichen Vorzeichen zur Welt gekommen war.

Clémence und Denis, ihr Mann, hatten schon zwei Kinder, Nicole, die vier, und Beatrice, die zwei Jahre alt war. Sie beschlossen, daß Plectrude ihr drittes sein sollte.

Nicole und Beatrice kamen sich ihre neue Schwester ansehen. Sie hatten keinen Grund zu vermuten, daß sie die Tochter von Lucette war, deren Existenz sie übrigens niemals wirklich registriert hatten.

Sie waren noch zu klein, um zu begreifen, daß die neue Schwester einen unmöglichen Vornamen hatte, und gewöhnten sich an ihn, obwohl er schwer auszusprechen war. Lange sagten sie zu ihr »Plecrude«.

Nie hat man ein Baby gesehen, das besser dazu veranlagt gewesen wäre, Liebe auf sich zu ziehen. Spürte die Kleine, daß sie unter tragischen Umständen geboren war? Mit steinerweichenden Blicken beschwor sie ihre Umgebung, daran keinen Gedanken zu verschwenden. Bleibt zu ergänzen, daß sie dazu über ein unfehlbares Mittel verfügte: ihre unwahrscheinlich schönen Augen.

Die Neugeborene, klein und mager, wie sie war, heftete auf ihr Gegenüber einen gewaltigen Blick – gewaltig an Größe und an Bedeutungskraft. Ihre strahlenden, unermesslichen Augen sagten zu Clémence und Denis: »Liebt mich! Euer Schicksal ist es, mich zu lieben. Ich bin erst acht Wochen alt, aber nichtsdestoweniger schon ein höheres Wesen. Wenn ihr wüßtet, wenn ihr nur wüßtet...«

Denis und Clémence schienen zu wissen. Von Anfang an empfanden sie für Plectrude etwas wie Bewunderung. Alles an ihr war außergewöhnlich: die Art, wie sie unerträglich langsam aus ihrem Fläschchen trank, niemals weinte, nachts wenig und bei Tage viel schlief, wie ihr Finger gebieterisch auf die Dinge zeigte, nach denen es sie verlangte.

Ernst und eindringlich sah sie jeden an, der sie auf den Arm nahm, als wollte sie ihm zu verstehen geben, daß dies der Beginn einer großen Liebesgeschichte sei und daß er allen Grund habe, tief bewegt zu sein.

Clémence, die ihre verblichene Schwester abgöttisch geliebt hatte, übertrug diese Verehrung auf Plectrude. Sie liebte sie nicht mehr als ihre beiden eigenen Kinder, sie liebte sie anders. Nicole und Beatrice riefen in ihr eine überschwengliche Zärt-

lichkeit wach; Plectrude begegnete sie mit Ehrfurcht.

Die beiden Älteren waren allerliebste, nett, intelligent, reizend; die Jüngste war jenseits der Norm: betörend, überwältigend, rätselhaft, überspannt.

Auch Denis war vom ersten Tage an von ihr hingerissen, und er blieb es. Doch nichts kam der andächtigen Liebe gleich, die Clémence ihr entgegenbrachte. Zwischen Lucettes Schwester und ihrer Tochter loderte der Wahnsinn.

Plectrude hatte wenig Appetit und wuchs so langsam, wie sie aß. Es war zum Verzweifeln. Nicole und Beatrice verschlangen das Essen, daß man zusehen konnte, wie sie wuchsen. Zur Freude ihrer Eltern hatten sie runde, rosige Bäckchen. Bei Plectrude wurden nur die Augen immer größer.

– Sollen wir sie wirklich so nennen? fragte Denis eines Tages.

– Klar! Meine Schwester hat doch so viel Wert auf diesen Vornamen gelegt.

– Deine Schwester war verrückt.

– Nein. Meine Schwester war überempfindlich. Plectrude, das klingt doch hübsch.

– Findest du?

– Ja. Außerdem paßt es gut zu ihr.

– Finde ich nicht. Sie wirkt wie eine Fee. Ich hätte sie Aurore genannt.

– Zu spät! Die Kleinen haben sich schon an ihren wahren Vornamen gewöhnt. Und ich versichere dir, daß er gut zu ihr paßt: Klingt irgendwie nach gotischer Prinzessin.

– Das arme Ding! In der Schule wird sie es damit schwer haben.

– Sie nicht. Dazu hat sie viel zuviel Persönlichkeit.

In dem Alter, in dem dies als normal gilt, sprach Plectrude ihr erstes Wort. Es lautete: »Maman!«

Clémence schnappte über. Belustigt machte Denis sie darauf aufmerksam, daß »Maman« bei all ihren Kindern das erste Wort gewesen sei, wie bei allen Kindern der Welt.

– Das ist nicht dasselbe, sagte Clémence.

Sehr lange blieb »Maman« Plectrudes einziges Wort. Wie die Nabelschnur gewährte es ihr eine hinreichende Verbindung zur Welt. Von Anfang an hatte sie es perfekt artikuliert, mit dem nasalierten Vokal am Ende, volltönend, ohne das lallende »Mamama« der meisten Babys.

Sie sprach es selten aus, doch wenn, dann mit einer feierlichen Klarheit, die sofort Gehör erzwang. Man hätte schwören können, daß sie den

günstigsten Augenblick abzapassen verstand, um sich zur Geltung zu bringen.

Clémence war bei Lucettes Geburt schon sechs gewesen; sie erinnerte sich sehr gut an ihre Schwester, wie sie als Neugeborenes, mit einem Jahr und mit zweien gewesen war. Ganz anders als Plectrude.

– Lucette war wie alle Kinder. Sie weinte viel, sie war abwechselnd reizend und unausstehlich. Sie hatte nichts Außergewöhnliches an sich. Plectrude ist ihr in nichts ähnlich; sie ist still, ernsthaft und bedächtig. Man spürt, wie intelligent sie ist.

Denis bedachte seine Frau mit freundlichem Spott:

– Hör auf, von ihr zu reden wie vom Messias! Sie ist ein entzückendes kleines Mädchen, weiter nichts.

Er schwenkte das Kind mit gestreckten Armen hoch über seinen Kopf und war gleich wieder besänftigt.

Erst viel später sagte Plectrude »Papa«.

Am Tag darauf, aus rein diplomatischen Rücksichten, sagte sie auch »Nicole« und »Beatrice«.

An ihrer Aussprache war nichts zu bemängeln.

Beim Sprechen übte sie die gleiche philosophische Zurückhaltung wie beim Essen. An jedes neue Wort ging sie mit ebensoviel Konzentration und

Bedachtsamkeit heran wie an die neuen Speisen, die nach und nach auf ihrem Teller erschienen.

Wenn sie in ihrem Brei ein unbekanntes Gemüse erblickte, zeigte sie mit dem Finger drauf.

– Das? wollte sie von Clémence wissen.

– Das? Das ist Porree. Probier mal, es ist sehr gut!

Zunächst betrachtete Plectrude eine halbe Stunde lang das Stück Porree auf ihrem Löffel. Sie hielt es sich unter die Nase, um es nach dem Geruch zu beurteilen, und dann musterte sie es wieder und wieder.

– Jetzt ist es kalt, sagte Denis gereizt.

Das kümmerte Plectrude nicht. Als sie fand, daß sie das Nahrungsmittel zur Genüge geprüft hatte, nahm sie es in den Mund und schmeckte lange. Sie gab kein Urteil ab, sondern wiederholte das Verfahren mit einem zweiten, dann mit einem dritten Stück Porree. Am erstaunlichsten war, daß sie auf diese Weise auch dann noch fortfuhr, als sie nach dem vierten Versuch ihr endgültiges Verdikt gefällt hatte:

– Mag ich nicht.

Wenn ein Kind eine Speise verabscheut, weiß es das normalerweise, sobald es sie nur mit der Zunge gestreift hat. Plectrude aber wollte sich ihres Geschmacks erst sicher sein.

Ebenso verfuhr sie mit den Wörtern: Jedes neue behielt sie erst einmal für sich und prüfte es lange auf Herz und Nieren, ehe sie es herausließ, meistens bei unpassender Gelegenheit und zur allgemeinen Überraschung:

– Giraffe.

Warum sagte sie »Giraffe«, wo man doch gerade im Begriff war, sich zu einem Spaziergang bereitzumachen? Man hegte den Verdacht, sie verstünde gar nicht, was sie da verlautbarte. Doch, sie verstand. Nur waren eben ihre Gedanken unabhängig von den äußeren Umständen. Plötzlich, während man ihr den Mantel anzog, war Plectrude im Geiste damit fertig geworden, den unermeßlich langen Hals und die Beine der Giraffe in sich aufzunehmen; also mußte sie den Namen aussprechen, um den Leuten klarzumachen, daß die Giraffe nun in ihre innere Welt eingetreten war.

– Hast du bemerkt, was für eine hübsche Stimme sie hat? sagte Clémence.

– Hast du schon mal ein Kind gehört, das kein süßes Stimmchen hatte? bemerkte Denis.

– Genau! Sie hat eine hübsche Stimme, kein süßes Stimmchen, erwiderte Clémence.

Im September kam sie in den Kindergarten.

– In einem Monat wird sie drei. Das ist vielleicht ein bißchen früh.

Das war nicht das Problem.

Nach ein paar Tagen teilte die Kindergärtnerin Clémence mit, daß sie Plectrude nicht behalten könne.

– Sie ist noch zu klein, nicht?

– Nein, Madame. Ich habe Kleinere als sie in der Gruppe.

– Weshalb dann?

– Es ist wegen ihres Blicks.

– Was?

– Sie bringt die anderen Kinder zum Weinen, wenn sie sie bloß starr ansieht. Und ich muß sagen, ich kann es verstehen: Mir wird auch unbehaglich, wenn sie mich ansieht.

Außer sich vor Stolz erzählte Clémence ihren Bekannten, daß ihre Tochter wegen ihrer Augen aus dem Kindergarten weggeschickt worden war. Niemand hatte so etwas je gehört.

Und schon tuschelten die Leute:

– Haben Sie schon mal von einem Kind gehört, das vom Kindergarten gewiesen werden mußte?

– Und auch noch wegen der Augen!

– Stimmt, sie guckt schon ein bißchen komisch.

– Die beiden Älteren sind so brav und verständig. Aber die Kleine ist ein Dämon.

Kannte man die Umstände, unter denen sie geboren war, oder kannte man sie nicht? Clémence hütete sich, die Nachbarinnen danach zu fragen. Lieber verließ sie sich darauf, daß man sie selbstverständlich für Plectrudes leibliche Mutter hielt.

Sie war glücklich, daß sie nun länger mit der Kleinen allein sein konnte. Morgens, wenn Denis zur Arbeit ging, nahm er die beiden Älteren mit, von denen er die eine zur Schule und die andere zum Kindergarten fuhr. Clémence blieb mit der Jüngsten zurück.

Kaum daß ihr Mann und die Kinder fort waren, verwandelte sie sich in eine andere Person. Ein Wesen, halb Fee, halb Hexe, kam in ihr zum Vorschein, wenn sie mit Plectrude allein war.

– Jetzt sind wir ungestört. Komm, wir verwandeln uns!

Sie verwandelte sich im wahrsten Sinne des Wortes. Sie legte nicht nur ihre Alltagskleidung ab, um sich in prächtige Stoffe zu hüllen, die ihr das Aussehen einer indischen Königin gaben, sondern vertauschte auch ihre Hausfrauenseele mit der eines phantastischen, mit außergewöhnlichen Kräften begabten Wesens.

Unter dem starren Blick des Kindes entließ die

achtundzwanzigjährige junge Frau aus ihrer Brust die sechzehnjährige Fee und die zehntausendjährige Hexe, die in ihr steckten.

Gleich darauf zog sie die Kleine aus und legte ihr das Prinzessinnenkleid an, das sie ihr heimlich gekauft hatte. Sie nahm sie bei der Hand und führte sie vor den großen Spiegel. Sie betrachteten sich.

– Siehst du, wie schön wir sind?

Plectrude seufzte auf vor Glück.

Dann tanzte Clémence, um die Dreijährige zu bezaubern. Die jubelte und tanzte mit. Clémence hielt sie bei den Händen, doch plötzlich faßte sie sie um die Taille und warf sie hoch in die Luft.

Plectrude stieß Freudenschreie aus.

– Und jetzt die Sachen angucken! verlangte das Kind, dem das Ritual schon vertraut war.

– Was für Sachen? Clémence stellte sich ahnungslos.

– Prinzessinnensachen.

Die Prinzessinnensachen waren Gegenstände, die aus dem einen oder andern Grund für edel, prächtig, ungewöhnlich oder rar befunden worden waren – die es also verdienten, von einer so hohen Persönlichkeit bewundert zu werden.

Auf dem Orientteppich im Wohnzimmer breitete Clémence alte Schmuckstücke aus, ein Paar

karmesinrote Samtpantoffeln, die sie nur an einem Abend getragen hatte, die kleine mit Jugendstilvergoldungen umrandete Lorgnette, das silberne Zigarettenetui, das bauchige arabische Gefäß aus Messing mit eingelegten falschen, aber sehr imposanten Edelsteinen, ein Paar weiße Spitzenhandschuhe, mittelalterliche Ringe aus buntem Plastik, die Plectrude aus einem Automaten gezogen hatte, die goldene Pappkrone vom Dreikönigsfest.

So ergab sich ein buntes Allerlei, das ihnen beiden wundervoll erschien. Augenzwinkernd hätte man sagen können, daß es ein echter Schatz war.

Mit offenem Mund betrachtete die Kleine diese Piratenbeute. Sie nahm jedes Stück in die Hand und musterte es mit verzücktem Ernst.

Manchmal legte die Große ihr allen Schmuck an und steckte ihre Füße in die Pantoffeln; dann hielt sie ihr die Lorgnette vors Gesicht und sagte:

– Da siehst du, wie schön du bist.

Mit angehaltenem Atem betrachtete die Kleine ihr Bild im Spiegel. In dem vergoldeten Rahmen entdeckte sie eine dreijährige Königin, eine goldbehangene Priesterin, eine persische Braut am Hochzeitstage, eine byzantinische Heilige, die sich für eine Ikone malen ließ. In diesem unsinnigen Bild von sich selbst erkannte sie sich wieder.

Jeder andere hätte laut aufgelacht beim Anblick

dieser wie für einen Schrein des Wahnsinns herausgeputzten Göre. Clémence lächelte, aber sie lachte nicht: Mehr als das Komische der Szene berührte sie die Schönheit der Kleinen. Es war eine Schönheit, wie man sie auf Stichen in den Märchenbüchern aus verflossenen Zeiten fand.

»So schön sind die Kinder heutzutage nicht mehr«, dachte sie – dabei waren die Kinder in früheren Zeiten sicher nicht besser.

Sie legte »Prinzessinnenmusik« auf (Tschaikowski, Prokofjew) und bereitete statt des Frühstücks einen Kinderschmaus zu: Lebkuchen, Schokoladenkuchen, Apfeltaschen, Vanillepudding, und zu trinken Apfelsaft oder Mandelmilchsirup.

Diese Leckereien brachte Clémence mit einer Art belustigtem Schuldgefühl auf den Tisch: Niemals hätte sie den beiden älteren Schwestern erlaubt, sich nur mit Süßigkeiten vollzustopfen. Sie rechtfertigte sich mit dem Gedanken, daß Plectrude ein Fall für sich war:

– Das ist eine Mahlzeit für Märchenkinder.

Sie zog die Vorhänge zu, zündete Kerzen an und rief die Kleine herbei, die nur ein wenig knabberte, während sie sich mit großen achtsamen Augen anhörte, was ihre Maman ihr erzählte.

Gegen vierzehn Uhr fiel Clémence plötzlich ein, daß die beiden Älteren in knapp drei Stunden heimkommen würden und daß sie noch keine ihrer Hausfrauenpflichten erledigt hatte.

Hastig warf sie sich in Alltagskleidung, lief zum Laden an der Ecke, um etwas Ordentliches zum Essen zu kaufen, kam zurück, brachte die Wohnung in einen vertretbaren Zustand, steckte die schmutzige Wäsche in die Maschine und ging dann die Kinder von der Schule abholen. In der Eile hatte sie nicht immer die Zeit oder die Geistesgegenwart, Plectrude ihre Verkleidung abzunehmen – aus dem einfachen Grund, daß es in ihren Augen keine Verkleidung war.

So sah man denn die junge Frau unbekümmert die Straße entlanggehen, an der Hand ein winziges Geschöpf in einem Aufputz, in dem keine Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht sich je zu zeigen gewagt hätte.

Am Schulausgang rief der Anblick Verblüffung hervor, oder auch, je nachdem, Gelächter, Entzücken und Mißbilligung.

Nicole und Beatrice jubelten immer, wenn sie ihre kleine Schwester so kostümiert sahen; doch manche Mütter sagten laut und vernehmlich:

– Wie kommt man darauf, ein Kind so anzu-
ziehen!

– Ein Kind ist doch kein Zirkusäffchen!

– Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn aus der Kleinen später mal nichts Rechtes wird!

– Seine Kinder benutzen, um sich interessant zu machen – das ist doch unsäglich!

Es gab aber auch Erwachsene, die weniger stupid waren und sich von der Erscheinung anrühren ließen. Das freute die Kleine, obwohl sie es im Grunde nur normal fand, so betrachtet zu werden, denn sie hatte ja im Spiegel gesehen, daß sie sehr schön war – und sie gewann daraus ein sinnliches Wohlgefühl.

Hier nun wird eine kleine Abschweifung nötig, um ein für allemal einer unsinnigen Debatte ein Ende zu setzen, die schon allzu lange anhält. Man könnte dies die »Enzyklika an die Arsinoén dieser Welt« nennen.

In Molières *Menschenfeind* sieht sich die junge, hübsche und kokette Célimène den Vorhaltungen der alten, verbitterten Arsinoé ausgesetzt, die ihr, grün vor Eifersucht, zu verstehen gibt, daß sie unrecht tut, sich an ihrer Schönheit zu erfreuen. Célimène gibt ihr eine absolut prachtvolle Antwort. Leider hat aber Molières Genie nicht verhindert, daß heute, fast vier Jahrhunderte später, noch immer sauertöpfisch moralisierende Predigten gehalten werden, sobald ein Mensch das Un-

glück hat, beim Anblick seines Spiegelbildes lächeln zu können.

Der Verfasserin dieser Zeilen hat es niemals Freude gemacht, sich im Spiegel zu sehen, doch wäre diese Gabe ihr zuteil geworden, hätte sie sich das unschuldige Vergnügen nicht im mindesten mißgönnt.

Und den Arsinoén der ganzen Welt sei es gesagt: Was habt ihr eigentlich zu beanstanden? Wem schaden sie denn, diese Glücklichen, die sich ihrer Schönheit freuen? Sind sie nicht vielmehr Wohltäterinnen, wenn sie uns in unserer traurigen Verfassung einen so prächtigen Anblick bieten?

Die Verfasserin spricht hier nicht von denjenigen, die sich dank eingebildeter Schönheit berechtigt glauben, andere zu verachten und auszustoßen, sondern von denen, die einfach aus Entzücken am eigenen Bild bereit sind, auch andere an ihrer natürlichen Freude teilhaben zu lassen.

Wenn die Arsinoén die Energie, die sie darauf verwenden, über die Célimènen herzuziehen, dafür einsetzen würden, aus ihrer eigenen Physis das Beste zu machen, wären sie nur noch halb so häßlich.

Arsinoén jeden Alters standen also am Schulausgang und hatten an Plectrude etwas auszusetzen. Diese aber, als gute Célimène, scherte sich nicht

darum und sah nur ihre Bewunderer, von deren Gesichtern sie entzücktes Staunen ablas. Es bereitete der Kleinen eine naive Freude, die sie noch schöner machte.

Mit ihren drei Kindern kam Clémence in die Wohnung zurück. Während die Älteren sich mit Schularbeiten oder Malbüchern beschäftigten, bereitete sie eine ordentliche Mahlzeit zu – Schinken, Kartoffelbrei – und mußte manchmal lächeln über die so unterschiedliche Ernährung ihrer Nachkommenschaft.

Dennoch hätte man ihr keine ungerechte Bevorzugung des einen oder andern Kindes vorwerfen können. Sie liebte jedes gleichermaßen – jedes auf eine Weise, die sich am Bild desjenigen ausrichtete, dem sie galt: Nicole und Beatrice auf eine solide und vernünftige, Plectrude auf eine närrische und phantastische Art. Nichtsdestoweniger war sie eine gute Mutter.

Als man die Kleine fragte, was sie sich als Geschenk zu ihrem vierten Geburtstag wünsche, antwortete sie, ohne zu zögern:

– Ballettschuhe.

So gab sie auf subtile Art den Eltern zu verstehen, was sie einmal werden wollte. Nichts hätte Clémence mehr freuen können: Sie war mit fünf-

zehn Jahren bei der Aufnahmeprüfung für die kleinen Ballettratten der Oper durchgefallen, und das hatte sie nie verwunden.

Man meldete Plectrude zu einem Ballettkurs für vierjährige Anfänger an. Diesmal wurde sie wegen ihres eindringlichen Blicks nicht heimgeschickt, im Gegenteil, sie wurde sogar dafür gelobt.

– Diese Kleine hat die Augen einer Tänzerin, sagte die Lehrerin.

– Wie kann man Augen einer Tänzerin haben? wunderte sich Clémence. Hat sie nicht eher den Körper einer Tänzerin, ihre Grazie?

– Ja, das hat sie alles. Aber sie hat auch die Augen, und, glauben Sie mir, das ist überaus wichtig und selten. Wenn eine Tänzerin keinen Blick hat, wird sie in ihrem Tanz niemals präsent sein.

Sicher war, daß Plectrudes Blick, wenn sie tanzte, eine außerordentliche Eindringlichkeit gewann. »Sie hat sich gefunden«, dachte Clémence.

Mit fünf Jahren ging die Kleine noch immer nicht in den Kindergarten. Ihre Mutter fand, viermal pro Woche zur Ballettstunde zu gehen genügte, um sie die Kunst des Umgangs mit anderen Kindern lernen zu lassen.

– Im Kindergarten lernt man nicht nur das, wandte Denis ein.

– Muß sie denn unbedingt Papierchen aufkleben, Nudelgehänge machen und Fäden verknüpfen lernen? sagte seine Frau, die Augen zum Himmel verdrehend.

In Wirklichkeit wollte Clémence noch so lange wie möglich mit der Kleinen allein bleiben können. Sie genoß die Tage, die sie miteinander verbrachten. Und die Tanzstunden hatten dem Kindergarten unbestreitbar eines voraus: Die Mutter durfte dabei sein.

Mit verzücktem Stolz sah sie das Kind herumwirbeln: »Sie hat etwas los, die Kleine!« Im Vergleich zu ihr wirkten die anderen Mädchen wie watschelnde Entenküken.

Nach der Stunde versäumte die Lehrerin nicht, ihr zu sagen:

– Sie muß unbedingt weitermachen. Sie ist außerordentlich begabt.

Wenn Clémence mit ihrer Tochter nach Hause ging, wiederholte sie die Komplimente, die man ihr für Plectrude gemacht hatte. Gnädig wie eine Diva nahm Plectrude sie entgegen.

– Wie dem auch sei, der Kindergarten ist ja nicht obligatorisch, sagte Denis mit dem heiteren Fatalismus des fügsamen Gatten.

Obligatorisch war aber leider die Vorschulklasse.

Im August, als ihr Mann sich anschickte, Plectrude dafür anzumelden, protestierte die Maman.

– Sie ist doch erst fünf!

– Im Oktober wird sie sechs.

Dieses Mal blieb er standhaft. Und am 1. September brachten sie nicht mehr zwei, sondern drei Kinder zur Schule.

Die Jüngste hatte übrigens nichts dagegen. Die Vorstellung, sich mit ihrem Ranzen zeigen zu können, erfüllte sie eher mit Stolz. Es ging also seltsam zu bei ihrem ersten Schultag: Wer weinte, als das Kind aus dem Haus ging, war die Mutter.

Plectrudes Begeisterung kühlte sich schnell ab. In der Schule war es ganz anders als in den Ballettstunden. Stundenlang mußte man stillsitzen. Man mußte einer Frau zuhören, die nichts Interessantes zu sagen hatte.

Es gab eine Pause. Sie stürmte auf den Hof hinaus und sprang umher, denn ihre armen Beine hatten die Bewegungslosigkeit kaum mehr ertragen.

Währenddessen spielten die anderen Kinder miteinander; die meisten kannten sich schon aus dem Kindergarten. Sie erzählten sich allerlei Sachen. Plectrude hätte gern gewußt, was sie sich zu sagen hatten.

Sie trat näher heran, um zuzuhören. Es war ein

ununterbrochenes summendes Geräusch, hervorge-
rufen von einer großen Anzahl Stimmen, die sie
vergebens einzelnen Sprechern zuzuordnen ver-
suchte. Es ging dabei um die Lehrerin, um Ferien,
um eine gewisse Magali, um Gummibänder, und
gib mir mal ein Malabar, und Magali, das ist meine
Freundin, ach, sei bloß still, du bist zu doof, waaas!,
du hast keine Carambar, warum bin ich nicht in
Magalis Klasse, hör auf, wir spielen nicht mehr mit
dir, ich sag's aber der Lehrerin, Petze, hättest mich
ja nicht erst drängen müssen, Magali mag mich
mehr als dich, und außerdem, deine Schuhe sind
doch das Letzte, hörahuuu, Mädchen sind doch so
was von blöd, bin ich froh, daß ich nicht in deiner
Klasse bin, und Magali...

Erschrocken suchte Plectrude das Weite.

Nachher mußte man wieder der Lehrerin zuhö-
ren. Was sie sagte, war noch immer nicht interes-
sant, aber wenigstens zusammenhängender als das
Geschwätz der Kinder. Ohne diese Verpflichtung
zum Stillsitzen wäre es sogar zu ertragen gewesen.
Zum Glück gab es das Fenster.

– He, du!

Beim fünften »He, du!« und weil die ganze
Klasse lachte, begriff Plectrude, daß sie angespro-
chen war, und wandte ihren verdutzten Blick der
Klasse zu.

– Das dauert aber, bis du reagierst! sagte die Lehrerin.

Alle Kinder hatten sich umgedreht und sahen die ertappte Sünderin an. Es war ein scheußliches Gefühl. Die kleine Tänzerin fragte sich, was sie denn verbrochen habe.

– Zu mir sollst du hersehen und nicht aus dem Fenster, verlangte die Frau.

Weil es darauf nichts zu erwidern gab, schwieg das Kind still.

– Man antwortet: »Ja, Madame«!

– Ja, Madame.

– Wie heißt du? fragte die Lehrerin mit einer Miene, als dächte sie: »Dich behalte ich mal lieber im Auge!«

– Plectrude.

– Wie bitte?

– Plectrude, artikulierte sie noch einmal sehr deutlich.

Die Kinder waren noch zu klein, um sich über die Ungeheuerlichkeit dieses Vornamens im klaren zu sein. Madame, für ihr Teil, sperrte die Augen weit auf, sah in ihrer Liste nach und stellte fest:

– Na ja, wenn du dich interessant machen willst, dann ist dir das gelungen.

Als ob sich Plectrude ihren Vornamen selbst ausgesucht hätte.

»Die hat vielleicht Ideen!« dachte die Kleine. »Wer sich hier interessant machen will, ist doch sie. Das beweist schon die Tatsache, daß sie es nicht ertragen kann, wenn man sie nicht ansieht. Sie will sich Beachtung verschaffen, aber sie ist nicht interessant.«

Dennoch, weil die Lehrerin nun mal die Chefin war, gehorchte das Kind. Sie heftete ihren großen, starren Blick auf sie. Madame war verunsichert, getraute sich aber nicht, es zu monieren, denn sie befürchtete, widersprüchliche Anordnungen zu erteilen.

Am schlimmsten kam es beim Mittagessen. Die Kinder wurden in einen großen Speisesaal geführt, wo der charakteristische Mischgeruch nach Kinderkotze und Desinfektionsmitteln herrschte.

Zu sechst mußten sie sich an die Tische setzen. Plectrude wußte nicht, wohin, und schloß die Augen, um nicht wählen zu müssen. Eine Strömung trug sie an einen Tisch mit lauter Unbekannten.

Damen brachten Schüsseln herbei, deren Inhalt ebenso unbestimmbar war wie seine Farben. So verängstigt sie war, Plectrude konnte sich doch nicht dazu überwinden, sich diese unbekannten Nährstoffe auf den Teller zu tun. Also tat man ihr auf, ohne sie zu fragen, und schon hatte sie einen

grünlichen Brei mit kleinen Würfeln von braunem Fleisch vor sich.

Sie fragte sich, womit sie ein so grausames Los verdient habe. Bisher war die Mittagsmahlzeit für sie der reine Märchenzauber gewesen, wenn ihr bei Kerzenschein, von der Welt durch rote Samtvorhänge abgeschirmt, eine schöne und prächtig gekleidete Maman zum Klang himmlischer Musik Kuchen und Süßspeisen auftrug, die sie dann nicht einmal essen mußte.

Und hier nun, im Geschrei dusseliger und dreckiger Gören, in einem häßlichen Saal, wo es absonderlich roch, schmiß man ihr einen grünen Brei auf den Teller, mit der Bemerkung, daß sie die Kantine nicht verlassen werde, bevor sie nicht alles aufgegessen habe.

Entsetzt über die Ungerechtigkeit des Schicksals, versuchte die Kleine pflichtgemäß den Teller zu leeren. Es war abscheulich. Das Zeug hinunterzuwürgen kostete sie eine unsinnige Mühe. Als sie die Hälfte bewältigt hatte, erbrach sie sich in den Teller und begriff nun, woher der Geruch kam.

– Bäh, bist du widerlich! sagten die anderen Kinder.

Eine Dame nahm ihr den Teller weg und seufzte: »Ach! Na, so was!«

Wenigstens wurde sie an diesem Tag nicht mehr genötigt weiterzuessen.

Nach diesem Albtraum mußte man wieder der Frau zuhören, die sich vergebens interessant zu machen versuchte. Sie malte Kompositionen von Strichen an die Wandtafel, die nicht einmal schön waren.

Um halb fünf wurde Plectrude erlaubt, diesen ebenso widersinnigen wie widerlichen Ort zu verlassen. Am Schulausgang sah sie ihre Maman und rannte auf sie zu, als renne sie um ihr Leben.

Clémence erkannte mit einem Blick, wie ihr Kind gelitten hatte. Tröstende Worte murmelnd, schloß sie Plectrude in die Arme.

– Schon gut, ist ja vorüber, ist ja vorüber!

– Ist das wahr? fragte die Kleine voller Hoffnung. Ich muß nicht dahin zurück?

– Doch. Das mußt du. Aber du gewöhnst dich schon noch dran.

Und niedergeschlagen begriff Plectrude, daß wir nicht zum Vergnügen auf diesem Planeten sind.

Sie gewöhnte sich nicht dran. Die Schule war die Hölle und blieb es.

Zum Glück gab es noch die Ballettstunden. So unnütz und gemein alles war, womit die Lehrerin

sie belästigte, so unentbehrlich und edel waren die Lehren der Ballettschule.

Allmählich erwachsen aus diesem Mißverhältnis manche Probleme. Nach mehreren Monaten waren die meisten Kinder ihrer Klasse so weit, daß sie die Buchstaben entziffern und abmalen konnten. Plectrude schien für ihr Teil beschlossen zu haben, daß solche Dinge sie nichts angingen: Wenn sie an die Reihe kam und die Lehrerin auf einen Buchstaben an der Tafel zeigte, nannte sie auf gut Glück einen Laut, immer den falschen, mit einem etwas zu offenkundigen Mangel an Interesse.

Schließlich bestellte die Lehrerin die Eltern der kleinen Unbelehrbaren ein. Denis war es peinlich. Nicole und Beatrice waren gute Schülerinnen und hatten ihm Demütigungen dieser Art erspart. Clémence empfand, ohne es einzugestehen, einen finsternen Stolz: Klar, diese kleine Rebellin machte eben nichts so wie alle andern.

– Wenn das so weitergeht, wird sie die Vorschulklasse wiederholen müssen, drohte die Lehrerin.

Die Maman riß vor Bewunderung die Augen weit auf. Von einem Kind, das die Vorschulklasse wiederholen muß, hatte sie noch nie gehört. Es kam ihr wie eine skandalöse Glanztat vor, eine unbekümmerte aristokratische Verwegenheit. Welches

Kind würde es wagen, die Vorschulklasse zu wiederholen? Wo selbst die Unbegabtesten sich ohne allzuviel Mühe aus der Affäre zogen, da hatte ihre Tochter die Stirn, auf ihrer Eigenart, nein, auf ihrem Ausnahmecharakter zu bestehen. Denis seinerseits nahm es anders auf.

– Wir werden etwas tun, Madame. Wir werden die Sache in den Griff bekommen.

– Ist denn die Wiederholung noch zu vermeiden? fragte Clémence, in einer Hoffnung, die die anderen falsch deuteten.

– Gewiß. Wenn sie es bis zum Ende des Schuljahres schafft, die Buchstaben lesen zu lernen.

Die Maman verbarg ihre Enttäuschung. Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein.

– Sie wird es lernen, Madame, sagte Denis. Es ist absonderlich: Die Kleine wirkt doch eigentlich sehr intelligent.

– Möglich, Monsieur. Das Problem ist nur, daß es sie nicht interessiert.

»Es interessiert sie nicht!« tröstete sich Clémence. »Sie ist unerhört. Es interessiert sie nicht! Was für eine Persönlichkeit! Wo die andern Schäfchen alles schlucken, ohne zu murren, da macht meine Plectrude schon den Unterschied zwischen dem, was interessant ist, und dem, was es nicht ist.«

– Es interessiert mich nicht, Papa.
– Aber das ist doch interessant, lesen zu lernen,
redete Denis auf sie ein.

– Warum?

– Um Geschichten zu lesen.

– Was du nicht sagst! Die Lehrerin liest uns manchmal Geschichten aus dem Lesebuch vor. Das ist dermaßen langweilig, daß ich nach zwei Minuten schon nicht mehr zuhöre.

Clémence applaudierte innerlich.

– Ja, willst du denn die Vorschule wiederholen?
Willst du das? regte Denis sich auf.

– Ich will Tänzerin werden.

– Selbst um Tänzerin werden zu können, mußt du erst mal die Vorschule abschließen.

Clémence sah plötzlich ein, daß ihr Mann recht hatte. Sie schritt sofort zur Tat. Aus ihrem Zimmer holte sie ein riesengroßes Buch aus dem vorigen Jahrhundert.

Sie nahm die Kleine auf den Schoß und blätterte andächtig mit ihr in der Märchensammlung. Sie hütete sich, ihr vorzulesen, und beschränkte sich darauf, ihr die wunderschönen Illustrationen zu zeigen.

Es war ein Schock im Lebens des Kindes: Noch nie hatte etwas sie so sehr entzückt wie die Entdeckung dieser überirdisch schönen Prinzessinnen,

die, eingeschlossen in ihren Turm, mit blauen Vögeln sprachen, die verzauberte Prinzen waren, oder sich in schmutzige Lumpen kleideten, nur um vier Seiten später um so prächtiger wieder an ihrem Platz zu stehen.

Augenblicklich wußte sie, mit einer Gewißheit, wie nur kleine Mädchen sie haben können, daß sie eines Tages auch ein solches Geschöpf werden würde, das die Schurken wehmütig, die Hexen elend und die Prinzen sprachlos machte.

– Keine Sorge! sagte Clémence zu Denis. Bevor die Woche um ist, kann sie lesen.

Die Prognose blieb hinter der Wahrheit zurück: Schon zwei Tage später hatte Plectrudes Gehirn sich die lästigen und unnützen Buchstaben, die sie in der Schule gar nicht aufgenommen zu haben glaubte, zunutze gemacht und den Zusammenhang der Zeichen mit den Lauten und dem Sinn erkannt. Nach diesen zwei Tagen las sie hundertmal besser als die Besten in ihrer Klasse. Was wohl besagt, daß es für die Pforte zum Wissen nur einen Schlüssel gibt: den Wunsch.

Das Buch war ihr wie eine Anleitung zum Werdegang künftiger Märchenprinzessinnen erschienen. Da das Lesen dafür notwendig war, hatte ihr Verstand sich die Fähigkeit dazu angeeignet.

– Warum hast du ihr diesen Schmöcker nicht früher gezeigt? sagte Denis begeistert.

– Dieser Band ist ein Schatz. Es wäre Vergeudung gewesen, wenn ich ihn ihr zu früh gezeigt hätte. Sie mußte erst alt genug werden, um solch ein Kunstwerk würdigen zu können.

In zwei Tagen hatte sie gelernt, was eine professionelle Lehrkraft ihr in fünf Monaten nicht hatte beibringen können. Die Lehrerin dachte, die Eltern mußten eine geheime Methode angewandt haben, und rief sie an. Außer sich vor Stolz berichtete Denis ihr die Wahrheit:

– Wir haben gar nichts gemacht. Wir haben ihr nur ein Buch gezeigt, das so schön war, daß sie Lust bekam, darin zu lesen. Das war es, was ihr fehlte.

In seiner Treuherzigkeit war dem Vater nicht bewußt, daß er einen schweren Fehler beging.

Die Lehrerin, die Plectrude nie sonderlich gemocht hatte, konnte sie nun nicht mehr ausstehen. Abgesehen von der persönlichen Demütigung, als die sie dieses Wunder betrachtete, empfand sie gegen die Kleine nun auch noch den Haß, mit dem der Durchschnitt die höhere Geistesart verfolgt: »Schön mußte das Buch sein für Mademoiselle! Und das hier? Für alle andern ist es schön genug.«

In ihrer Wut und Verwirrung blätterte sie das

bemängelte Lesebuch noch mal von vorn bis hinten durch. Darin wurde vom Alltag des immerzu lächelnden kleinen Buben Thierry und seiner großen Schwester Micheline erzählt, die ihm die Pausenbrote macht und ihn vor Dummheiten bewahrt, denn Micheline ist schon ganz vernünftig.

– Na, ist das nicht entzückend! rief sie am Ende aus. Das ist erfrischend, bezaubernd! Was will sie denn noch, diese Schnepfe?

Was sie noch wollte, waren Gold, Weihrauch und Myrrhe, Purpur und Lilienweiß und die blausamene, sternbesäte Nacht, die Stiche von Gustave Doré, Mädchen mit schönen, ernsten Augen und niemals lächelndem Mund, schmerzlich verführerische Wölfe, verwunschene Wälder – das alles wollte sie, nur nicht die Pausenbrote des kleinen Thierry und seiner großen Schwester Micheline.

Die Lehrerin ließ sich keine Gelegenheit entgehen, Plectrude ihren Haß spüren zu lassen. Weil die Kleine im Rechnen die Letzte blieb, nannte die Lehrerin sie einen »hoffnungslosen Fall«. Eines Tages, als sie eine einfache Addition nicht zustande brachte, schickte Madame sie zu ihrem Platz zurück und sagte:

– Bei dir hat es gar keinen Sinn, daß du dich bemühst. Du schaffst es nie.

Die Kinder der Vorschulklasse waren noch in dem folgsamen Alter, wo der Erwachsene immer recht hat und Widerspruch undenkbar ist. Also wurde Plectrude zum Gegenstand allgemeiner Verachtung.

In den Ballettstunden war sie aus demselben Grund die Königin. Die Lehrerin dort geriet in Verückung über ihre Anlagen und behandelte sie, ohne das laut zu sagen (denn es wäre gegenüber den andern Kindern unpädagogisch gewesen), als die beste Schülerin, die sie je gehabt hatte. Folglich verehrten die kleinen Mädchen Plectrude und rissen sich darum, neben ihr zu tanzen.

Auf diese Weise lebte sie in zwei sehr verschiedenen Sphären: in der Schule, wo sie allein gegen alle stand, und in der Ballettstunde, wo sie die Diva war.

Sie hatte Verstand genug, um zu ahnen, daß sie von den Ballettschülerinnen vielleicht verachtet würde wie von den anderen, wenn sie mit ihr in die gleiche Vorschulklasse gingen. Daher hielt sie Abstand zu denen, die sich um ihre Freundschaft bemühten – und wurde dafür von den kleinen Ballettlerinnen nur um so heftiger bewundert.

Am Ende des Jahres brachte sie die Vorschule mit knapper Not hinter sich, auf Kosten beharrlicher

Anstrengungen im Rechnen. Zur Belohnung ließen die Eltern für sie eine Stange an der Wand anbringen, damit sie ihre Übungen vor dem großen Spiegel machen konnte. Die Ferien hindurch trainierte sie. Ende August konnte sie den gestreckten Fuß in der Hand halten.

Zu Beginn des neuen Schuljahres erlebte sie eine Überraschung. Die Zusammensetzung der Klasse war die gleiche wie im Vorjahr, bis auf eine bemerkenswerte Ausnahme: eine neue Schülerin.

Allen war sie unbekannt, nur Plectrude nicht, denn es war Roselyne aus dem Ballettkurs. Fassunglos vor Glück, mit ihrem Idol in einer Klasse zu sein, bat sie um die Erlaubnis, sich neben Plectrude zu setzen. Sie wurde ihr gewährt, denn um diesen Platz hatte sich noch nie jemand bemüht.

Für Roselyne war Plectrude das absolute Ideal. Stundenlang konnte sie nun dieses unnahbare Vorbild betrachten, das wie durch ein Wunder ihre Schulsachbarin geworden war.

Plectrude hatte Zweifel, ob diese Verehrung anhalten würde, wenn Roselyne herausfand, wie unbeliebt sie in der Klasse war. Eines Tages, als die Lehrerin eine Bemerkung über ihre Schwäche im Rechnen machte, erlaubten die Kinder sich dumme und gehässige Sprüche über ihre Mitschülerin. Roselyne empörte sich und sagte zu der Verspotteten:

– Hast du gesehen, wie sie dich behandeln?

Der hoffnungslose Fall, der nichts anderes gewohnt war, zuckte die Achseln.

Roselyne verehrte sie dafür um so mehr und urteilte:

– Sie sind abscheulich!

Da wußte Plectrude, daß sie eine Freundin hatte.

Es veränderte ihr Leben.

Wie erklärt sich die Hochschätzung der Freundschaft in den Augen der Kinder? Sie glauben, übrigens zu Unrecht, daß ihre Eltern, Brüder und Schwestern verpflichtet seien, sie zu lieben. Sie denken nicht daran, daß man Vorzüge an ihnen finden könnte, die etwas mit dem, was sie selbst sind, zu tun haben. Deshalb sagt das Kind oft: »Ich hab ihn (sie) lieb, weil er mein Bruder (mein Vater, meine Schwester...) ist. Das bin ich ihm (ihr) schuldig.«

Ein Freund hingegen ist, wer einen zum Freund erwählt. Ein Freund ist, wer einem gibt, was er einem nicht schuldig ist. Freundschaft ist für das Kind also höchster Luxus – und Luxus ist für wohlgeratene Seelen ein tiefes Grundbedürfnis. Die Freundschaft weckt im Kind den Sinn für die Herrlichkeit des Daseins.

Als sie aus der Schule heimkam, erklärte Plectrude in feierlichem Ton:

– Ich habe eine Freundin.

Es war das erste Mal, daß man so etwas von ihr hörte. Clémence gab es anfangs einen Stich ins Herz. Aber sehr bald nahm sie Vernunft an: Zwischen der anderen und ihr könnte es nie eine Rivalität geben. Freundinnen kommen und gehen, Mutter bleibt Mutter.

– Lade sie mal zum Essen ein! sagte sie zu ihrer Tochter.

Plectrude sperrte erschrocken die Augen auf:

– Warum?

– Wie, warum? Um sie uns vorzustellen. Wir möchten deine Freundin doch kennenlernen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Kleine, daß man jemanden zum Essen einlädt, wenn man ihn kennenlernen möchte. Sie fand es besorgniserregend und absurd: Kannte man die Leute denn besser, wenn man sie essen gesehen hatte? Wenn dem so war, dann wagte sie nicht, sich vorzustellen, was man in der Schule über sie denken mußte, wo die Kantine eine Stätte der Qual und des Kotzens war.

Sie sagte sich, daß sie, um jemanden kennenzulernen, ihn zum Spielen einladen würde. War es nicht das Spiel, wo die Leute sich zu erkennen gaben?

Nichtsdestoweniger wurde Roselyne zum Essen eingeladen, weil es bei den Erwachsenen so üblich war. Alles verlief sehr gut. Plectrude wartete ungeduldig darauf, daß die Besuchszeremonien ein Ende hätten; sie wußte, daß ihre Freundin bei ihr übernachten würde: eine wunderbare Idee, fand sie.

Endlich, die Finsternis!

– Hast du Angst im Dunkeln? fragte sie hoffnungsvoll.

– Ja, sagte Roselyne.

– Ich nicht.

– Im Dunkeln seh ich ungeheuerliche Tiere.

– Ich auch. Aber ich mag das.

– Du magst das? Die Drachen?

– Ja! Und Fledermäuse auch.

– Das macht dir keine Angst?

– Nein. Weil ich ihre Königin bin.

– Woher weißt du das?

– Ich hab es beschlossen.

Eine überzeugende Erklärung, fand Roselyne.

– Ich bin die Königin von allem, was man im Dunkeln sieht: die Medusen, die Krokodile, die Schlangen, die Spinnen, die Haie, die Dinosaurier, die Nacktschnecken und die Kraken.

– Und das ekelt dich nicht?

– Nein. Ich finde sie alle schön.

- Ekelt es dich denn vor gar nichts?
 - Doch. Vor trockenen Feigen.
 - Trockene Feigen, die sind doch nicht eklig.
 - Ißt du so was?
 - Ja.
 - Iß keine mehr, wenn du mich gern hast!
 - Warum?
 - Die Verkäuferinnen kauen darauf herum, und dann stecken sie sie wieder in die Verpackung.
 - Was erzählst du da?
 - Was glaubst du, warum sie so zerquetscht und verdrückt sind?
 - Ist das wahr, was du sagst?
 - Ich schwör es dir. Die Verkäuferinnen kauen drauf herum und spucken sie dann wieder aus.
 - Bäh!
 - Siehst du! Es gibt nichts Ekelhafteres auf der Welt als trockene Feigen.
- Sie berauschten sich an dem gemeinsamen Ekel, der sie in den siebenten Himmel versetzte. In allen Einzelheiten malten sie sich das Abscheuliche dieser getrockneten Frucht aus, wozu sie Schreie der Begeisterung ausstießen.
- Ich schwöre dir, daß ich das Zeug nie wieder essen werde, sagte Roselyne feierlich.
 - Auch nicht unter der Folter?
 - Auch nicht unter der Folter!

– Und wenn man es dir mit Gewalt in den Mund schiebt?

– Ich schwöre, daß ich dann kotze, versicherte das Kind wie eine Braut am Traualtar.

Diese Nacht erhob ihre Freundschaft auf die Stufe eines Mysterienkults.

Plectrudes Status in der Klasse hatte sich geändert. Hatte man sie bisher wie eine Aussätzige behandelt, so begehrte man sie nun allgemein als beste Freundin. Wäre sie nur von einem Dummchen ihresgleichen bewundert worden, so hätte man sie weiterhin zu den Unbeliebten zählen können. Roselyne aber war bei den Schülern in jeder Hinsicht hoch angesehen. Ihr einziger Fehler, nämlich der, eine Neue zu sein, war schnell vergessen. Seit neuestem fragte man sich, ob man sich in Plectrude nicht getäuscht hatte.

Natürlich wurde darüber niemals gesprochen. Es war im gemeinsamen Unbewußten der Klasse, wo diese Vorstellungen umgingen. Sie wirkten deshalb nur um so stärker.

Gewiß, Plectrude blieb eine Null im Rechnen und in etlichen anderen Fächern. Aber die Kinder entdeckten, daß Schwäche in bestimmten Dingen, besonders wenn sie einen extremen Grad erreichte, etwas Bewundernswertes und Heroisches hatte.

Nach und nach begriffen sie den Reiz dieser Form von Unbotmäßigkeit.

Die Lehrerin ihrerseits schien ihn nicht zu begreifen.

Abermals wurden die Eltern einbestellt.

– Wenn Sie gestatten, werden wir die Intelligenz Ihrer Tochter testen.

Es gab keine Möglichkeit, dies abzulehnen. Denis fühlte sich tief gedemütigt: Man hielt seine Tochter für eine Behinderte. Clémence jubelte innerlich: Plectrude war außerhalb der Norm. Selbst wenn herauskäme, daß die Kleine geistig debil sei, würde sie es als ein Zeichen der Auserwähltheit verstehen.

Man legte also dem Kind allerlei logische Verknüpfungen vor, undurchsichtige Aufzählungen, geometrische Figuren mit uninteressanten Rätseln und Formeln mit der pompösen Bezeichnung Algorithmen. Sie antwortete mechanisch und so schnell wie möglich, um ihre heftige Lachlust zu beherrschen.

War es Zufall oder Frucht der Gedankenlosigkeit: Sie erzielte ein hervorragendes Ergebnis, geradezu erschreckend. Und so stieg Plectrude binnen einer Stunde vom Status eines Schwachkopfs zu dem eines Genies auf.

– Mich wundert es nicht, bemerkte ihre Mutter, weil das fassungslose Staunen ihres Mannes sie ärgerte.

Dieser Wechsel der Terminologie brachte Vorteile mit sich, wie die Kleine unverzüglich bemerkte. Wenn sie vorher mit einer Aufgabe nicht zu Rande kam, hatte die Lehrerin sie voll Mißmut angesehen, und die gehässigsten Mitschüler machten sich über sie lustig. Nun aber mußte die Lehrerin etwas wie Baudelaires Albatros in ihr sehen, den die Riesenschwinge seiner Intelligenz am Rechnen hinderten, und die Mitschüler begannen sich dafür zu schämen, daß sie die Lösung dummerweise gefunden hatten.

Weil sie übrigens wirklich intelligent war, fragte sie sich, warum sie mit einfachen Rechenaufgaben nicht fertig wurde, während sie doch bei den Tests Probleme richtig gelöst hatte, die weit über ihren Verstand gingen. Sie erinnerte sich, bei diesen Prüfungen absolut nichts gedacht zu haben, und folgerte, daß der absolute Denkverzicht der Schlüssel des Geheimnisses sei.

Von nun an vermied sie es gewissenhaft zu überlegen, wenn man ihr eine Aufgabe stellte; und die erstbesten Zahlen, die ihr einfielen, wurden hingeschrieben. Die Resultate wurden dadurch nicht besser, aber auch nicht schlechter. Folglich beschloß

sie, diese Methode beizubehalten, die der vorigen zwar an Untauglichkeit gleichkam, dafür aber so herrlich den Kopf frei machte. Und so geschah es, daß sie Frankreichs höchstgeachtete Null wurde.

Alles hätte zum besten gestanden, wären nicht am Ende jedes Schuljahres die lästigen Formalitäten zu erledigen gewesen, die dazu dienen, diejenigen auszuwählen, die das Glück haben, in die nächsthöhere Klasse versetzt zu werden.

Diese Zeit war ein Albtraum für Plectrude, die sich der Rolle des Zufalls bei solchen Schicksalsentscheidungen nur allzu bewußt war. Zum Glück ging ihr der Ruf der Genialität voraus: Wenn der Lehrer die Unstimmigkeit ihrer Resultate in der Mathematik erkannte, nahm er an, daß das Kind in einer anderen Dimension vielleicht recht habe – also: Schwamm drüber! Oder aber er befragte die Kleine nach den einzelnen Schritten ihres Gedankengangs, und was er dann zu hören bekam, verblüffte ihn derart, daß er erst recht nichts mehr verstand. Sie hatte die Redeweise nachzuahmen gelernt, die die Leute für ein Anzeichen von Hochbegabung hielten. Zum Beispiel konnte sie nach einer Ausführung in wüstem Kauderwelsch zu einem entwaffnend schlichten Schluß kommen: »Das ist doch klar.«

Den Lehrern und Lehrerinnen war es alles andere als klar. Aber sie zogen es vor, sich damit nicht zu brüsten, und gewährten der Schülerin ihr *nihil obstat*.

Genie hin oder her, das Mädchen hatte nur eine Leidenschaft: den Tanz.

Je größer sie wurde, desto mehr bewunderten die Tanzlehrer ihre Anlagen. Sie hatte Virtuosität und Grazie, Strenge und Phantasie, Anmut und Sinn für Tragik, Präzision und Elan.

Das beste war, daß man ihr anmerkte, wie glücklich es sie machte zu tanzen – über alle Maßen glücklich. Man spürte, mit welcher Begeisterung sie ihren Körper der großen Energie des Tanzes auslieferte. Es war, als hätte ihre Seele seit Abertausenden von Jahren nur darauf gewartet. Das Ballett befreite sie von einer geheimnisvollen inneren Spannung.

Und mehr noch: Man sah, daß sie den Bühneninstinkt hatte. Vor Publikum steigerte sich ihr Talent; und je schärfer die Blicke, die ihr folgten, desto intensiver wurde ihre Bewegung.

Außerdem war da das Wunder der Schlankheit, das sie nie im Stich ließ. Plectrude war dünn wie die Figuren auf ägyptischen Halbreliefs. Ihre Leichtigkeit verhöhnte die Gesetze der Schwerkraft.

Schließlich sagten die Tanzlehrer, ohne sich miteinander abgesprochen zu haben, über sie ein und dasselbe:

– Sie hat die Augen einer Tänzerin.

Clémence hatte manchmal den Eindruck, daß allzu viele gute Feen an der Wiege des Kindes gestanden hätten; sie befürchtete, dies könnte am Ende die strafenden Blitze der Gottheit herabrufen.

Zum Glück fügte sich das Wunderkind ohne Probleme in ihre Nachkommenschaft ein. Plectrude war nie in die Domänen der älteren Schwestern eingedrungen: Nicole war die Klassenbeste in Naturwissenschaften und Leibeserziehung; Beatrice hatte Sinn für Mathematik und Geschichte. Vielleicht war die Kleine aus diplomatischem Instinkt in allen diesen Dingen eine Null – sogar im Sport, wo ihre Ballettstunden ihr nichts zu nützen schienen.

Daher machte sich Denis einen Spaß daraus, jeder seiner Töchter ein Drittel des Universums zuzuteilen: »Nicole wird Wissenschaftlerin und Athletin – warum nicht Kosmonautin? Beatrice wird eine Intellektuelle mit dem Kopf voller Zahlen und Fakten; sie wird historische Statistiken machen. Und Plectrude mit ihrem Charisma wird Tänzerin oder Ministerpräsidentin oder beides zugleich.«

Zum Abschluß seiner Prognose brach er in ein Gelächter aus, das Stolz, nicht Zweifel anzeigte. Die Kinder hörten ihm mit Vergnügen zu, denn es waren schmeichelhafte Reden; doch die Jüngste konnte sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren, sowohl angesichts dieser Gegenüberstellungen, die ihr den Zugang zum Wissen zu versperren schienen, als auch angesichts der väterlichen Zuversicht.

Auch wenn sie erst zehn Jahre und nicht klüger war, als es ihr Alter erlaubte, hatte sie doch schon eine sehr wichtige Sache begriffen: daß die Menschen auf dieser Erde nicht ernten, was ihnen zu gebühren scheint.

Zehn Jahre alt zu sein ist übrigens das Beste, was einem Menschen passieren kann. Besonders für eine kleine Ballettschülerin unter dem Glorienschein ihrer Kunst.

Wenn man zehn ist, steht die Sonne der Kindheit im Zenit. Noch ist am Horizont kein Zeichen der Adoleszenz zu sehen: nichts als die ausgereifte Kindheit, reich an zehnjähriger Lebenserfahrung, noch kein Gefühl eines bevorstehenden Verlustes, wie es die ersten Anzeichen der Pubertät begleitet. Mit zehn Jahren ist man nicht unbedingt glücklich, aber unbedingt lebendig, lebendiger als irgendwer sonst.

Mit zehn Jahren war Plectrude voller Lebenskraft. Sie stand auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Sie herrschte über die Tanzschule, in der sie, durch alle Altersklassen hindurch, der unangefochtene Star war. Sie herrschte über die fünfte Schulklasse, die sich zu einer Nullokratie zu entwickeln drohte, weil die ärgste Null in Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie, Sport usw. als Genie angesehen wurde.

Sie herrschte über das Herz ihrer Mutter, die ihr unbedingt ergeben war. Und sie herrschte über Roselyne, von der sie geliebt und bewundert wurde.

Plectrudes Triumphe gingen nicht auf Kosten anderer. Ihre Ausnahmestellung machte sie nicht zu einer jener zehnjährigen Zicken, die sich über die Gesetze der Freundschaft erhaben glauben. Sie vergötterte Roselyne mit einer Hingabe, die dem Kult, den ihre Freundin mit ihr trieb, in nichts nachstand.

Dunkel ahnte sie, daß ihre Herrschaft bald ein Ende haben könnte. Es war um so wahrscheinlicher, als sie sich noch gut an die Zeit erinnerte, als sie das Gespött der Klasse gewesen war.

Roselyne und Plectrude hatten schon mehrere Male geheiratet, meistens einander, aber nicht immer. Es kam auch vor, daß der Auserwählte ein Junge aus

ihrer Klasse war, der bei den fabelhaften Zere-
monien durch sein Ektoplasma vertreten wurde,
manchmal in Gestalt einer ihm ähnlichen Vogel-
scheuche, manchmal auch in Gestalt der als Mann
verkleideten Roselyne oder Plectrude – für diese
Geschlechtsumwandlung genügte schon ein Zylin-
derhut.

In Wirklichkeit spielte die Identität des Gatten
keine Rolle. Solange die wirkliche oder imaginäre
Person keine allzu abstoßenden Züge aufwies (Fi-
stelstimme, Armband mit Namensplakette oder die
Neigung, seine Sätze mit »Tja...« zu beginnen),
konnte man sie gelten lassen. Zweck des Spiels war
es, zu einem Hochzeitstanz Anlaß zu bieten, einer
Art Ballettkomödie, wie sie eines Lully würdig ge-
wesen wäre, zu improvisierten Gesängen mit mög-
lichst tragischem Text.

Unvermeidlich war freilich, daß sich der Gemahl
nach dem allzu kurzen Eheglück in einen Vogel
oder eine Kröte verwandelte, während die Gattin
sich in einen hohen Turm eingesperrt fand und eine
unerträgliche Weisung befolgen mußte.

– Warum geht es immer schlecht aus? fragte
Roselyne eines Tages.

– Weil es so viel schöner ist, versicherte Plec-
trude.

In jenem Winter erfand die Tänzerin ein grandioses Heldenspiel: sich vom Schnee bedecken lassen, ohne sich zu rühren oder irgendeinen Widerstand zu leisten.

– Einen Schneemann bauen, das ist zu einfach, hatte sie verfügt. Man muß ein Schneemann werden: aufrecht stehen bleiben, bis man zugeschnitten ist, oder liegend, am Boden ausgestreckt in einem Park.

Roselyne betrachtete sie voll skeptischer Bewunderung.

– Du spielst den aufrechten Schneemann, ich den liegenden, bestimmte Plectrude.

Die Freundin wagte ihre Bedenken nicht zu äußern. Und bald waren sie beide eingeschnitten, die eine auf dem Boden liegend, die andere stehend. Roselyne hörte sehr schnell auf, das Spiel spaßig zu finden. Sie hatte kalte Füße, Lust, sich zu bewegen, und überhaupt keine Lust, sich in ein lebendes Monument zu verwandeln; außerdem langweilte sie sich, denn als würdevolle Statuen waren die beiden Mädchen gehalten zu schweigen.

Der liegende Schneemann dagegen war begeistert. Er hatte die Augen offen gelassen wie ein Toter, dem sie noch nicht zgedrückt wurden. Er hatte seinen Körper aufgegeben: Die Eiseskälte und die physische Todesangst gingen ihn nichts mehr

an. Er war nur noch ein Gesicht, das sich den Kräften des Himmels unterwarf.

Seine zehnjährige Weiblichkeit war nicht mehr vorhanden, wäre aber auch nicht hinderlich gewesen; er hatte nur ein Minimum von sich selbst beibehalten, um dem weißen Wirbel möglichst wenig Widerstand entgegenzusetzen.

Seinen weit offenen Augen bot sich das fesselndste Schauspiel der Welt: der weiße Tod, zerstückelt zu Puzzle-Teilen eines unermesslichen Geheimnisses, die das Weltall zu ihm herabschickte.

Manchmal tastete sein Blick seinen Körper ab, der noch vor dem Gesicht mit Schnee bedeckt war, weil die Kleidung die Körperwärme zurückhielt. Dann schweiften die Augen wieder zu den Wolken empor, und nach und nach schwand die Wärme aus den Wangen, und bald konnte der erste Schleier des Leichentuchs sich über sie breiten, und der Schneemann unterdrückte ein Lächeln, um den Faltenwurf nicht zu beeinträchtigen.

Eine Milliarde Flocken später war die schmale Silhouette des liegenden Schneemanns fast nicht mehr zu erkennen, kaum mehr als eine Unebenheit im weißen Amalgam des Parks.

Die einzige Mogelei hatte darin bestanden, manchmal zu blinzeln, nicht immer übrigens mit

Absicht. So hatten die Augen den Blick zum Himmel freigehalten und konnten den langsamen Todessturz noch verfolgen.

Luft drang noch durch die eisige Schicht, so daß der Schneemann nicht erstickte. Er hatte ein wundervolles Gefühl, den Eindruck eines übermenschlichen Kampfes gegen einen Unbekannten, gegen einen nicht identifizierbaren Engel – der Schnee oder er selbst? –, aber auch ein Gefühl erstaunlicher Gelassenheit: So tief war seine Hingabe.

Auf den stehenden Schneemann dagegen wirkte dies alles nicht. Disziplinlos, wie er war, und von der Zweckmäßigkeit des Experiments nicht recht überzeugt, konnte er es nicht unterlassen, sich zu bewegen. Außerdem dauerte es in aufrechter Haltung länger, bis man eingeschneit war – und noch länger, bis man sich unterwarf.

Roselyne blickte auf den liegenden Schneemann und fragte sich, was sie tun sollte. Sie kannte den Charakter ihrer Freundin und wußte, daß sie bereit war, bis zum Letzten zu gehen. Sie würde es nicht zulassen, daß sie sich einmischte.

Sie war angewiesen worden, nicht zu sprechen, beschloß aber nun, sich darüber hinwegzusetzen:

– Plectrude, hörst du mich?

Keine Reaktion.

Das konnte bedeuten, daß sie aus Wut über Roselynes Ungehorsam beschlossen hatte, sie durch Schweigen zu bestrafen. Das hätte ihrem Charakter entsprochen.

Es konnte auch etwas ganz anderes bedeuten.

Unter Roselynes Schädel wütete ein Sturm.

Die Schneesicht auf dem Gesicht des liegenden Schneemanns war nun so dicht, daß er sie auch durch Blinzeln nicht mehr entfernen konnte. Die Gucklöcher um die Augen, die bisher frei geblieben waren, schlossen sich.

Zuerst drang noch Tageslicht durch den Schleier, und der Schneemann hatte die erhebende Vision eines Kristalldoms wenige Millimeter vor seinen Pupillen. Es war schön wie der Anblick von tausend Edelsteinen.

Bald wurde das Tuch undurchsichtig. Der Toteskandidat befand sich im Dunkeln. Die Faszination der Nacht war stark: unglaublich, daß unter so viel Weiß eine solche Finsternis herrschte.

Nach und nach wurde das Amalgam dichter.

Der liegende Schneemann merkte, daß die Luft nicht mehr zu ihm durchdrang. Er wollte aufstehen, um sich von dem Knebel zu befreien, aber die Schneesicht war angefroren und bildete nun einen Iglu in der Form seines Körpers; und er begriff,

daß er dann gefangen war und bald eingesargt sein würde.

Einstweilen lebte er noch, und so raffte er sich zu einer Lebensäußerung auf: Er schrie. Etliche Zentimeter Schnee erstickten die Laute, und nur ein kaum vernehmliches Stöhnen stieg von dem weißen Häufchen auf.

Roselyne hörte es schließlich doch und warf sich auf ihre Freundin, barg sie, mit den Händen schaufelnd, aus ihrem flockigen Grab. Das blaue Gesicht, das zum Vorschein kam, war gespenstisch schön.

Die Überlebende stieß einen Schrei des Entzückens aus:

– Es war herrlich!

– Warum bist du nicht aufgestanden? Es fehlte nicht viel, und du wärest gestorben.

– Weil ich eingeschlossen war. Der Schnee war festgefroren.

– Nein, das war er nicht. Ich konnte ihn mit einer Hand wegschieben.

– Ach so? Dann hat mich die Kälte wohl so geschwächt, daß ich mich nicht rühren konnte.

Das sagte sie so gelassen, daß die verblüffte Roselyne sich fragte, ob sie nicht simulierte. Aber nein, sie war ja wirklich blau gefroren. Beim Sterben jedenfalls gibt es kein So-tun-als-ob.

Plectrude kam auf die Beine und blickte dankbar zum Himmel auf.

– Das war wundervoll, was ich erlebt habe!

– Du bist verrückt. Ich weiß nicht, ob dir klar ist, daß du ohne mich jetzt nicht mehr am Leben wärst.

– Ja, ich danke dir, du hast mich gerettet. Das macht es noch schöner.

– Was soll daran schön sein?

– Alles!

Die kleine Verrückte ging nach Hause und kam mit einer schweren Erkältung davon.

Ihrer Freundin schien es, daß sie sich zu billig aus der Affäre gezogen hatte. Bei aller Bewunderung für die Tänzerin fand sie doch, daß sie den Bogen überspannte: Immer mußte sie sich in Szene setzen, sich ins Grandiose projizieren, erlesene Gefahren erfinden, wo eigentlich Ruhe herrschte, und so tun, als habe sie ein Wunder erlebt, wenn sie einfach nur Glück gehabt hatte.

Roselyne wurde den Verdacht nicht los, daß Plectrude absichtlich unter dem weißen Leichentuch liegen geblieben war. Sie kannte die Neigungen ihrer Freundin und wußte, daß ihr die Geschichte viel weniger gefallen hätte, wenn sie von selbst daraus hervorgekommen wäre. Ihren ästhetischen Ansprüchen zuliebe hatte sie es vorgezogen

zu warten, bis man sie rettete. Sie wäre wohl lieber umgekommen, als daß sie gegen die heroischen Gesetze ihres Charakters verstoßen hätte.

Allerdings fand sie für diese Vermutung nie eine Bestätigung. Manchmal versuchte sie sich das Gegenteil zu beweisen: »Schließlich hat sie mich ja doch zu Hilfe gerufen. Wäre sie wirklich verrückt, hätte sie das nicht getan.«

Aber noch andere Vorkommnisse gaben ihr zu denken. Wenn sie zusammen auf den Bus warteten, stellte Plectrude sich meistens auf die Straße und blieb dort stehen, auch wenn Wagen entgegenkamen. Fest zupackend zog Roselyne sie dann wieder zurück auf den Gehsteig. In diesen Momenten zeigte die Tänzerin ein vor Lust verzerrtes Gesicht.

Ihre Freundin wußte nicht, was sie davon halten sollte. Es ging ihr ein bißchen auf die Nerven.

Eines Tages beschloß sie, nicht einzugreifen, um mal zu sehen, was passierte. Sie sah es.

Ein Lastwagen hielt geradewegs auf Plectrude zu, die desungeachtet auf der Fahrbahn stehen blieb. Es war unmöglich, daß sie ihn nicht bemerkt hatte. Trotzdem, sie rührte sich nicht.

Roselyne merkte, daß ihre Freundin ihr in die Augen sah. Dennoch wiederholte sie sich innerlich ihren Vorsatz: »Ich lasse sie selbst damit fertig werden, ich lasse sie selbst damit fertig werden.«

Der Lastwagen kam gefährlich nahe.

– Achtung! schrie Roselyne.

Die Tänzerin blieb regungslos, Auge in Auge mit ihrer Freundin.

In letzter Sekunde packte Roselyne wütend zu und riß sie von der Straße.

Plectrudes Mund verzerrte sich vor Glück.

– Du hast mich gerettet! sagte sie mit einem verzückten Seufzen.

– Du bist vollkommen verrückt, empörte sich die Freundin. Um ein Haar hätte der Wagen uns beide platt gewalzt. Willst du, daß ich mein Leben für dich opfere?

– Nein! sagte das Kind erstaunt; es schien an diese Gefahr gar nicht gedacht zu haben.

– Mach das nie wieder!

Sie ließ es sich gesagt sein.

Innerlich ging Plectrude wieder und wieder die Szene im Schnee durch. Sie hatte alles ganz anders erlebt als Roselyne. Im Grunde war sie so sehr Tänzerin, daß sie auch die belanglosen Augenblicke ihres Lebens wie Ballettszenen erlebte. Die Choreographien sorgten dafür, daß der Sinn für Tragik an allen Ecken und Enden zum Vorschein kam: Was im Alltag grotesk sein mochte, war es nicht in der Oper und noch weniger im Tanz.

»Ich habe mich im Park dem Schnee hingegeben, ich habe mich unter ihn gelegt, und er hat eine Kathedrale um mich errichtet; ich habe ihn langsam die Mauern aufbauen gesehen, dann die Deckengewölbe, ich war die liegende Figur mit einer Kathedrale für mich ganz allein; und dann haben die Pforten sich geschlossen, und der Tod ist mich holen gekommen; er war zuerst weiß und sanft, dann schwarz und gewalttätig, er wollte sich meiner bemächtigen, als mein Schutzengel in letzter Sekunde gekommen ist, um mich zu retten.«

Was die Rettung anging, so geschah sie am besten immer in letzter Sekunde: So war es viel schöner. Eine verfrühte Erlösung wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen.

Roselyne wußte nicht, daß sie die Rolle des Schutzengels spielte.

Plectrude wurde zwölf. Es war das erste Mal, daß ein Geburtstag sie ein wenig beklommen machte. Wieder ein Jahr mehr – das war ihr bisher immer als eine gute Sache erschienen, etwas, worauf man stolz war, ein heroischer Schritt künftigen Tagen entgegen, die nicht anders als schön sein konnten. Aber zwölf Jahre waren eine Art Grenze: ein letzter Geburtstag in Unschuld.

Dreizehn – daran mochte sie nicht denken. Es

klang abscheulich. Die Welt der Teenager lockte sie nicht im mindesten. Dreizehn, das mußte eine Zeit voller Zerreißproben sein, mit Unwohlsein, Akne, erster Regel, Büstenhaltern und anderen Greueln.

Zwölf, das war der letzte Geburtstag, an dem sie sich vor den Nöten der Adoleszenz sicher fühlen konnte. Mit Entzücken streichelte sie ihre Brust, die noch platt wie ein Brett war.

Die Tänzerin schmiegte sich in die Arme ihrer Mutter. Die Mutter liebte und hätschelte sie, sagte ihr Schmeicheleien, rieb ihr den Rücken, überhäufte sie mit tausend Zärtlichkeiten, wie sie nur die besten aller Mütter ihren Töchtern gewähren.

Plectrude war selig. Sie schloß die Augen vor Wonne. Keine Liebe, dachte sie, könnte ihr so viel bedeuten wie die Liebe ihrer Mutter. In den Armen eines Jungen zu liegen war nicht das, wovon sie träumte. Von Clémence in die Arme genommen zu werden, das war der Himmel auf Erden.

Ja, aber würde die Mutter sie immer noch so sehr lieben, wenn sie erst eine picklige Halbwüchsige wäre? Die Vorstellung machte ihr angst. Sie wagte die Frage nicht auszusprechen.

Von nun an pflegte Plectrude ihre Kindlichkeit. Sie verhielt sich wie ein Grundbesitzer, der jahrelang über ein riesiges Anwesen verfügt hat und nun, in-

folge einer Katastrophe, nur noch eine kleine Parzelle besitzt. Dem Unglück mutig ins Auge sehend, widmete sie sich ihrem Stückchen Land mit aller Liebe und Sorgfalt und verwöhnte die wenigen Blumen ihrer Kindheit, die zu wässern ihr noch möglich war.

Sie trug das Haar in Zöpfchen, kleidete sich nur noch in Latzhosen, drückte sich, wenn sie ausging, einen Plüschbären ans Herz und setzte sich auf den Boden, um sich die Turnschuhe zuzubinden.

Zu diesem kindlichen Gebaren brauchte sie sich nicht zu zwingen; sie ließ nur ihren liebsten Gewohnheiten freien Lauf, denn sie wußte, nächstes Jahr könnte sie es nicht mehr.

Solche Vorsätze könnten wunderlich erscheinen, doch sind sie das nicht bei Kindern und sehr jungen Heranwachsenden, die minutiös die Gleichaltrigen beobachten, die entweder ein Stück voraus oder ein wenig zurückgeblieben sind, wobei Bewunderung und Geringschätzung gleichermaßen paradox sein können. Wer zu weit vorseilt oder zu weit nachhinkt, zieht sich Mißbilligung, Strafe, Spott oder, seltener, Heldenruhm zu.

Fragen Sie irgendein Mädchen aus einer sechsten oder siebten Klasse, welche seiner Mitschülerinnen schon einen Büstenhalter trägt: Sie werden staunen, wie genau es Bescheid weiß.

In Plectrudes Klasse – sie ging nun schon in die siebte – gab es nicht wenige, die sich über ihre Kleinmädchenfrisur lustig machten, doch das waren eben diejenigen Mädchen, die in puncto BH weit voraus waren und dafür mehr Spott als Bewunderung ernteten: Man durfte also annehmen, daß sie mit ihren Sticheleien nur den Neid auf die flache Brust der Tänzerin kompensierten.

Die Haltung der Jungen gegen die BH-Avantgarde war zwiespältig: Sie beäugten sie verstohlen, bedachten sie aber zugleich mit äußerst abfälligen Kommentaren. Daraus wird übrigens beim männlichen Geschlecht eine lebenslang beibehaltene Gewohnheit: lauthals zu verlästern, was durch seine masturbatorischen Phantasien spukt.

Die ersten Anzeichen von Sexualität, die am Horizont der siebten Klasse auftauchten, riefen in Plectrude das Bedürfnis wach, sich mit deutlichen Signalen der Unschuld dagegen zu wappnen. Sie wäre nicht imstande gewesen, ihre Ängste in Worte zu fassen; sie wußte nur, daß manche ihrer Mitschülerinnen sich zu diesen »Abartigkeiten« schon bereit fühlten, während sie selbst es nicht war. Unbewußt legte sie es darauf an, dies den anderen zu verstehen zu geben, wobei ihre Kindlichkeit ihr sehr zugute kam.

Im November wurde der Klasse ein neuer Mitschüler angekündigt.

Plectrude liebte die Neuen. Wäre denn Roselyne je ihre beste Freundin geworden, wenn sie nicht vor fünf Jahren als Neue hinzugekommen wäre? Die kleine Tänzerin wußte immer irgendeine Kleinigkeit zu entdecken, die sie mit diesen mehr oder weniger verstörten Unbekannten verband.

Die meisten Kinder nahmen, ob bewußt oder nicht, gegen den Neuen oder die Neue eine unnachsichtige Haltung ein: Auch seine geringsten Eigenarten – ob er nun eine Orange mit dem Messer schälte oder den klassischen Ausruf »Scheiße!« durch »Kot!« ersetzte – riefen ein glucksendes Gekicher hervor.

Plectrude dagegen nahm solch fremdartiges Verhalten mit Entzücken auf, mit einer Begeisterung, wie sie der Ethnologe angesichts der Sitten eines exotischen Stammes verspürt. »Wie er seine Orange mit einem Messer schält, das ist doch schön, das ist erstaunlich!«, oder: »»Kot« sagt er, wie überraschend!« Sie trat den Neuen mit jener einladenden Großzügigkeit entgegen, mit der die Tahitianerinnen die europäischen Matrosen empfangen, nur daß sie, statt den Hibiskuskrantz zu schwenken, sie mit ihrem Lächeln anstrahlte.

Besonders aufregend war es, wenn der Neue im

laufenden Schuljahr und nicht zu dessen Beginn im September zur Herde stieß.

Bei dem neuen Neuen war dies der Fall. Die kleine Tänzerin war ihm äußerst wohlgesinnt, als er eintrat. Ihre Miene erstarrte in einem Ausdruck, in dem Schrecken sich mit Bewunderung mischte.

Er hieß Mathieu Saladin. Man wies ihm einen Platz in den hinteren Reihen zu, dicht an der Heizung.

Plectrude hörte kein Wort von dem, was der Lehrer erzählte. Was sie empfand, war eigenartig: eine Beklemmung im Brustkorb, die ihr alles andere als unangenehm war. Tausendmal hätte sie sich gern umgedreht, um den Jungen zu betrachten. Im allgemeinen hatte sie keine Bedenken, Leute anzustarren, auch wenn es bis zur Unschicklichkeit ging. Jetzt aber brachte sie es nicht fertig.

Endlich kam die Pause. Unter normalen Umständen wäre die kleine Tänzerin mit strahlendem Lächeln vor den Neuen hingetreten, damit er sich aufgenommen fühlen konnte. Dieses Mal blieb sie verzweifelt regungslos.

Dafür blieben die anderen ihren feindseligen Gewohnheiten treu:

– Sag mal, der Neue, der hat wohl den Vietnamkrieg mitgemacht, oder was?

– Wir werden ihn Schmarre nennen.

Plectrude spürte, wie der Zorn in ihr aufstieg. Sie mußte an sich halten, um nicht zu schreien: »Seid still! Das ist doch eine prächtige Narbe! Noch nie habe ich so einen herrlichen Jungen gesehen.«

Mathieu Saladins Mund war in zwei Hälften gespalten durch eine lange, lotrechte Wunde, die gut vernäht, doch fürchterlich sichtbar geblieben war. Die Narbe war viel zu groß, um als postoperative Spur einer Hasenscharte gelten zu können.

Für die Tänzerin gab es keinen Zweifel: Die Wunde rührte von einem Säbelhieb her. Der Nachname des Jungen ließ sie an die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht denken, womit sie nicht ganz unrecht hatte, denn es war in der Tat ein Name entfernt persischer Herkunft. Es verstand sich also von selbst, daß der Junge einen Krummsäbel besaß, den er hatte gebrauchen müssen, um irgendeinen unverschämten Kreuzfahrer niederzumachen, der Ansprüche auf das Grab Christi erhob. Bevor der christliche Ritter in den Staub biß, hatte er schändlicherweise (wo sich doch Mathieu Saladin damit begnügt hatte, ihn in Stücke zu hauen, wie es in jenen Zeiten gang und gäbe war) dem Gegner sein Schwert über den Mund gezogen und damit von ihrem Kampf ein bleibendes Andenken in seinem Gesicht hinterlassen.

Im übrigen hatte der Neue ebenmäßige, klassi-

sche Züge, liebenswürdig und undurchdringlich zugleich. Die Narbe kam durch sie nur um so kostbarer zur Geltung. Stumm wunderte sich Plectrude über ihre Empfindungen.

– Na, willst du nicht hingehen, wie üblich, um den Neuen zu begrüßen? fragte Roselyne.

Die Tänzerin dachte, daß ihr Schweigen womöglich auffallen könnte. Sie nahm ihren Mut zusammen, atmete tief durch und schritt mit einem gezwungenen Lächeln auf den Jungen zu.

Der sprach gerade mit einem Widerling namens Didier, einem Sitzengebliebenen, der Mathieu Saladin mit Beschlag zu belegen versuchte, um sich damit brüsten zu können, daß er jemanden mit einer Schmarre zu seinen Bekannten zählte.

– Bonjour, Mathieu, stammelte sie. Ich heiße Plectrude.

– Bonjour, antwortete er trocken und höflich.

Normalerweise hätte sie nun eine nette Floskel hinzugefügt, etwa »Willkommen bei uns!« oder »Ich hoffe, du wirst dich bei uns gut amüsieren«. Jetzt brachte sie nichts heraus. Sie wandte sich ab und kehrte an ihren Platz zurück.

– Komischer Vorname, aber ein sehr hübsches Mädchen, bemerkte Mathieu Saladin.

– Ach, was du nicht sagst! brummte Didier, den Abgebrühten mimend. Wenn du 'ne Schnalle willst,

nimm nicht so 'n Plättbrett! Da, schau dir mal Muriel an! Das nenn ich Titten!

– Allerdings, konstatierte der Neue.

– Soll ich dich bekannt machen?

Und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er den Jungen bei der Schulter und dirigierte ihn zu der Person mit der überlegenen Oberweite. Die Tänzerin hörte nicht mehr, was sie einander sagten. Sie hatte einen bitteren Geschmack im Mund.

In der Nacht, die auf diese erste Begegnung folgte, gelobte sich Plectrude feierlich:

»Er ist mein. Er weiß es nicht, aber er gehört mir. Ich versprech es mir: Mathieu Saladin ist mein. Egal, ob in einem Monat oder in zwanzig Jahren. Ich schwör es mir.«

Das wiederholte sie sich stundenlang wie eine Beschwörungsformel, mit einer Zuversicht, die sie so bald nicht wiedererlangen sollte.

Vom nächsten Tag an, in der Klasse, mußte sie sich mit dem Offensichtlichen abfinden: Der Neue hatte keinen Blick für sie. Sie beschoß ihn aus ihren herrlichen Augen, ohne daß er es im mindesten bemerkte.

»Wenn er nicht verwundet worden wäre, wäre er bloß schön. Mit dieser Narbe ist er grandios«, wiederholte sie sich.

Ohne daß sie es wußte, hatte ihre Begeisterung für dieses Wahrzeichen eines Kampfes einen tieferen Grund. Plectrude hielt sich für eine echte Tochter von Clémence und Denis; von den wirklichen Umständen ihrer Geburt wußte sie nichts. Sie wußte nichts von der außergewöhnlichen Gewalttat, mit der sie bei ihrer Ankunft unter den Lebenden empfangen worden war.

Dennoch mußte es im Dunkel ihres Innern eine Zone geben, die sich mit der Erinnerung an vergossenes Blut getränkt hatte, denn was sie empfand, wenn sie die Narbe des Jungen betrachtete, war tief wie ein Erbübel.

Ein Trost immerhin: Wenn er sich auch nicht für sie interessierte, so mußte man doch anerkennen, daß er sich auch für niemand anderen interessierte. Mathieu Saladin war von ausgeglichenem Gemüt, seine Miene zeigte kaum eine Regung, sein Gesicht drückte nichts aus, abgesehen von einer neutralen Höflichkeit gegen jedermann. Es war groß, sehr schlank und feingliedrig; aus seinen Augen sprach die Weisheit derer, die gelitten haben.

Stellte man ihm eine Frage, so nahm er sich Zeit zum Überlegen und gab dann immer eine gescheite Antwort. Plectrude hatte noch nie einen Jungen gesehen, der so wenig dumm war.

In keinem Schulfach war er besonders gut oder schlecht; in jedem hielt er sich auf dem Niveau, auf dem man am leichtesten unbemerkt bleibt.

Die kleine Tänzerin, deren Leistungen über die Jahre hin konstant bei Null blieben, bewunderte ihn dafür. Sie hatte noch Glück, daß sie bei den Mitschülern Sympathie und einen gewissen Respekt gewonnen hatte; sonst wären ihr die Reaktionen, die ihre Antworten zeitigten, noch schwerer erträglich gewesen.

– Warum erzählen Sie uns solch einen Quatsch? fragten manche Lehrer unter dem niederschmetternden Eindruck ihrer Antworten.

Gern hätte sie ihnen gesagt, daß sie es nicht mit Absicht tat. Aber sie hatte das Gefühl, daß sie damit ihre Lage nur verschlimmern würde. Wenn sie das stürmische Gelächter der ganzen Klasse erregte, so sprach das für Vorsätzlichkeit.

Die Lehrer glaubten, daß die Reaktionen der Gruppe sie mit Stolz erfüllten und daß sie es deshalb darauf anlegte. Das Gegenteil war richtig. Wenn ihre Fehler die allgemeine Heiterkeit entfesselten, wäre sie am liebsten im Boden versunken.

Ein Beispiel von Hunderten: Thema der Stunde war die Stadt Paris mit ihren historischen Monumenten, und Plectrude wurde über den Louvre be-

fragt. Die Antwort, die erwartet wurde, hieß: »Das Carrousel du Louvre«, aber sie sagte:

– Der Arc de Triomphe von Cadet Rousselle.

Die Klasse spendete dieser neuen Torheit begeisterten Beifall, wie einem Clown im Zirkus.

Plectrude war fassungslos. Ihre Augen suchten Mathieu Saladins Gesicht. Er lachte aus vollem Hals, ein wenig mitleidig. Sie seufzte, in einer Mischung von Erleichterung und Ärger: Erleichterung, denn es hätte schlimmer sein können; Ärger, denn dies war ganz und gar nicht der Ausdruck, den sie auf seinem Gesicht zu finden gehofft hatte.

»Wenn er mich nur tanzen sehen könnte!« dachte sie.

Ach, wie sollte sie ihm nur zeigen, was sie konnte? Sie konnte ja nicht zu ihm hingehen und ihm geradeheraus klarmachen, daß sie der Star in ihrer Tanzschule war.

Zu allem Unglück sprach der Neue auch noch kaum mit jemand anderem als Didier. Auf dieses üble Subjekt konnte sie als Zwischenträger nicht zählen: Didier waren Plectrude und das Ballett völlig egal. Er redete nur über Pornozeitschriften, Fußball, Bier und Zigaretten. In dem stolzen Gefühl, den anderen ein Jahr voraus zu sein, mimte er den Erwachsenen, behauptete, sich zu rasieren, was schwer zu glauben war, und prahlte mit seinen Er-

folgen bei Mädchen aus der achten oder neunten Klasse.

Blieb die Frage, was Mathieu Saladin an diesem Schwachkopf fand. Im Grunde überhaupt nichts, soviel war klar: Er ließ Didier über sich ergehen, weil es Didier nun einmal wichtig war, mit ihm zusammen gesehen zu werden. Didier interessierte ihn nicht die Bohne. Er störte ihn aber auch nicht.

Unter Aufbietung unerhörten Heldenmuts brachte sie es eines Tages fertig, in der Pause mit ihrem Helden zu sprechen. Sie hörte sich ihn fragen, welchen Sänger er möge.

Er antwortete freundlich, er finde keinen Sänger ganz überzeugend, und daher habe er mit ein paar Freunden eine Rockgruppe gebildet:

– Wir treffen uns in der Garage meiner Eltern, um die Musik zu machen, die wir hören möchten.

Vor Bewunderung wäre Plectrude fast ihn Ohnmacht gefallen. Sie war zu verliebt, um geistesgegenwärtig zu sagen, was sie sagen wollte: »Ich würde euch gern mal spielen hören, dich und deine Gruppe.«

Sie blieb stumm. Mathieu Saladin schloß daraus, daß sie nicht interessiert war, und lud sie nicht ein, in seine Garage zu kommen. Hätte er es getan, so

hätte sie nicht sieben Jahre ihres Lebens verloren. Kleine Ursachen, große Wirkungen.

– Und du, was für Musik magst du denn? fragte der Junge.

Eine Katastrophe. Sie war noch in dem Alter, in dem man dieselbe Musik hört wie seine Eltern. Denis und Clémence liebten das gute alte französische Chanson, Barbara, Léo Ferré, Jacques Brel, Serge Reggiani, Charles Trenet. Hätte sie einen dieser Namen genannt, so wäre das eine ausgezeichnete, hochachtbare Antwort gewesen.

Aber Plectrude schämte sich: »Jetzt bist du zwölf und hast noch nicht mal deinen eigenen Geschmack! Das kannst du ihm nicht sagen; er würde sofort kapieren, daß es die Musik deiner Eltern ist.«

Leider hatte sie keine Ahnung, wer Ende der siebziger Jahre die guten Sänger waren. Sie kannte nur einen Namen, und den nannte sie:

– Dave.

Mathieu Saladins Reaktion war nicht wirklich boshaft: Er lachte schallend. »Kein Zweifel, dieses Mädchen ist ein Spaßvogel!« dachte er.

Sie konnte sich diese Heiterkeit nicht zunutze machen. Unglücklicherweise fühlte sie sich gedemütigt. Sie machte kehrt und ging davon. »Nie mehr werde ich ihn ansprechen«, sagte sie sich.

Es begann nun für sie eine Periode des Niedergangs. Ihre Schulleistungen, so schlecht sie schon immer gewesen waren, wurden vollends unmöglich. Der Ruf der Genialität, der bis dahin die Seelen der Lehrer verwirrt hatte, genügte nicht mehr.

Plectrude trug das Ihre dazu bei: Sie schien sich für den schulischen Selbstmord entschieden zu haben. Wie in einem Rausch rannte sie gegen die Untergrenzen der Nullität an und zertrümmerte sie.

Ihre haarsträubenden Antworten auf die Fragen der Lehrer gab sie nicht mit Absicht; sie hatte nur noch die Wahl, sich gehenzulassen. Sie redete von nun an ungezügelt drauflos, sagte, was ihr innerer Hang zur Nichtsnutzigkeit ihr eingab, nicht mehr und nicht weniger. Der Zweck war nicht, Aufmerksamkeit zu erregen (auch wenn ihr dies, um die Wahrheit zu sagen, nicht unlieb war), sondern abgelehnt, heimgeschickt und aus gestoßen zu werden – als der Fremdkörper, der sie war.

Staunend hörte der Rest der Klasse die Ungeheuerlichkeiten an, die sie in Geographie (»der Nil entspringt im Mittelmeer und mündet nirgendwo«), Geometrie (»der rechte Winkel endet bei neunzig Grad«), Orthographie (»das Partizip Perfekt stimmt im Französischen mit den Frauen überein, außer wenn ein Mann in der Gruppe ist«), Geschichte (»Ludwig XIV. wurde Protestant, als er

Edith von Nantes heiratete«) und Biologie von sich gab (»die Katze hat nuptiale Augen und nyktalope Krallen«), und man zollte ihr Bewunderung.

Eine Bewunderung übrigens, die von Plectrude selbst geteilt wurde. Im Grunde ergriff sie immer ein verzücktes Erstaunen über die Fabeleien, die sie aus ihrem eigenen Munde hörte. Sie konnte es nicht fassen, wie viele surrealistische Perlen da zutage kamen, und wurde sich ihrer inneren Unendlichkeit bewußt.

Was die anderen Schüler anging, so waren sie überzeugt, daß Plectrudes Verhalten die pure Provokation sei. Jedesmal, wenn der Lehrer eine Frage an sie richtete, hielten sie den Atem an, und wenn sie antwortete, waren sie hingerissen von der natürlichen Dreistigkeit, mit der sie ihre Einfälle zum besten gab. Sie glaubten, Plectrude wolle sich über die Institution der Schule lustig machen, und applaudierten ihr für ihren Mut.

Ihr Ruhm drang über die Grenzen der Klasse hinaus. In der Pause kamen alle zu den Schülern der Siebten, um sich nach Plectrudes neuestem Spruch zu erkundigen. Man erzählte sich von ihren Auftritten wie von Taten aus einem Heldenlied.

Das abschließende Urteil war immer dasselbe:

– Sie treibt es toll!

– Treibst du es nicht ein bißchen zu toll? entrüstete sich ihr Vater, als er ihr Zeugnisheft durchsah.

– Ich will nicht mehr zur Schule gehn, Papa. Das ist nichts für mich.

– So einfach geht das nicht!

– Ich will Ballettratte an der Pariser Oper werden.

Ihre Worte fanden nicht nur taube Ohren.

– Sie hat recht, sagte Clémence.

– Du verteidigst sie auch noch?

– Natürlich. Sie ist die geborene Tänzerin, unsere Plectrude. In ihrem Alter muß sie sich mit Leib und Seele dem Tanz widmen. Warum soll sie weiterhin ihre Zeit mit dem Partizip Perfekt vertrödeln?

Am gleichen Tag noch rief Clémence die Ballettschule der Pariser Oper an.

In der alten Tanzschule des Mädchens zeigte man sich begeistert:

– Wir hatten gehofft, daß Sie sich dazu entschließen würden. Sie ist wie geschaffen dafür!

Man gab ihr Empfehlungsschreiben, in denen man von ihr sprach wie von einer künftigen Pawlowa.

Sie wurde von der Oper zu einer Prüfung vorgeladen. Clémence jubelte, als der Brief ankam, der doch noch nichts zu bedeuten hatte.

Am festgesetzten Tag nahmen Plectrude und ihre Mutter den Vorortzug nach Paris. Bei der Ankunft in der Schule der Ballettratten hatte Clémence noch mehr Herzklopfen als die Kleine.

Zwei Wochen später erhielt Plectrude den Zulassungsbrief. Es war der schönste Tag im Leben ihrer Mutter.

Im September würde sie ins Pensionat der Oper eintreten. Es war wie in einem Traum. Ein großes Schicksal tat sich vor ihr auf.

Es war erst April. Denis bestand darauf, daß sie das Schuljahr noch ordentlich abschließen sollte:

– Wie denn, du müßtest ja sonst sagen, daß du vor der Achten abgegangen bist!

Der Kleinen erschien dies als lächerliche Schikane. Doch aus Liebe zu ihrem Vater legte sie sich ins Zeug und erreichte mit Mühe und Not ausreichende Zensuren. Nun stand sie bei jedermann in Gunst.

Die ganze Schule wußte, warum sie abging, und war stolz auf sie. Sogar die Lehrer, deren Albtraum sie gewesen war, versicherten nun, das »Genie« dieses Kindes immer bemerkt zu haben.

Die Tolpatsche rühmten ihre Anmut, die Damen in der Kantine priesen ihre Appetitlosigkeit, der Leibeserzieher (bei dem sich die Tänzerin durch

ihre Unsportlichkeit hervorgetan hatte) lobte die Feinheit und Geschmeidigkeit ihrer Muskulatur; und der Gipfel war, daß diejenigen Mitschüler, die seit der Vorschule nicht aufgehört hatten, sie zu hassen, sich nun schmeichelten, zu ihren Freunden zu zählen.

Leider zeigte der einzige in der Klasse, dem die Kleine gern Eindruck gemacht hätte, nur höflichen Respekt. Hätte sie Mathieu Saladin besser gekannt, hätte sie verstanden, warum seine Miene so unbewegt blieb.

In Wahrheit dachte er: »Scheiße! Und ich dachte, ich hätte noch fünf Jahre Zeit, um ans Ziel zu kommen! Und nun geht sie ab und wird ein Star! Die seh ich nie wieder, soviel ist sicher. Wenn ich wenigstens mit ihr befreundet wäre, hätte ich einen Vorwand, sie in Zukunft mal wiederzusehen. Aber ich bin ihr nie wirklich nähergekommen, und ich werde mich jetzt nicht wie diese Trottel benehmen, die so tun, als schwärmten sie für sie, seit sie wissen, was aus ihr wird.«

Am letzten Schultag sagte Mathieu Saladin ihr kühl auf Wiedersehen.

»Ein Glück, daß ich die Schule verlasse«, seufzte die Tänzerin. »Dann werde ich ihn nicht mehr sehen und vielleicht seltener an ihn denken. Ihm ist es doch vollkommen egal, daß ich gehe.«

In diesem Sommer verreisten sie nicht in den Ferien; die Ballettrattenschule war teuer. Zu Hause klingelte unablässig das Telefon: ein Nachbar, ein Onkel, ein Freund oder ein Kollege wollten kommen, um das Phänomen in Augenschein zu nehmen.

– Und obendrein ist sie auch noch hübsch! riefen sie bei ihrem Anblick.

Plectrude konnte den Eintritt ins Pensionat kaum abwarten, wo sie dem Aufmarsch dieser Affen entginge.

Um sich die Zeit zu vertreiben, pflegte sie ihren Liebeskummer. Sie kletterte in die Krone ihres Kirschbaums, umarmte den Stamm und schloß die Augen. Sie erzählte sich Geschichten, und der Baum wurde zu Mathieu Saladin.

Sie schlug die Augen wieder auf und machte sich klar, wie töricht sie sich benahm. Sie wurde wütend: »Wie dumm das ist, mit zwölfteinhalf allen Leuten zu gefallen, nur nicht Mathieu Saladin!«

Nachts im Bett erzählte sie sich aufregende Geschichten: Mathieu Saladin und sie waren in ein Faß eingeschlossen, das man die Niagarafälle hinabwarf. Das Faß zerbarst auf den Felsen, und dann waren abwechselnd sie oder er verwundet oder betäubt und mußten gerettet werden.

Beide Versionen hatten ihr Gutes. War sie die zu Rettende, so machte es sie selig, wenn er zu ihr auf

den Grund der schäumenden Wasser herabgetaucht kam, sie umschlang, um sie an Land zu ziehen und sie dann auf einer Felsklippe durch Mund-zu-Mund-Beatmung wieder zum Leben zu erwecken; war er verwundet, so zog sie ihn aus dem Wasser und malte sich jede Wunde aus, von der sie das Blut leckte, voll Vorfreude auf die neuen Narben, die ihn noch schöner machen würden.

Schließlich fühlte sie, wie ein Verlangen sie durchschauerte, das ihr schier den Verstand raubte.

Sie wartete auf den Eintritt ins Pensionat wie auf eine Befreiung. Es wurde eine Einkerkierung.

Sie hatte gewußt, daß auf der Ballettschule eine eiserne Disziplin herrschen würde. Was sie aber dort erwartete, überstieg bei weitem ihre schlimmsten Vorahnungen.

Plectrude war bisher in allen menschlichen Gruppierungen, in die sie hineingeraten war, die Schlankeste gewesen. Hier gehörte sie zu den »Normalen«. Wer als schlank bezeichnet wurde, hätte außerhalb des Pensionats für klapperdürr gegolten. Und ein Mädchen, das man anderswo wohlproportioniert gefunden hätte, wurde in diesen Mauern als »fette Kuh« behandelt.

Der erste Tag kam einem Schlachtfest nahe. Eine dürre alte Person musterte die Elevinnen eine nach

der andern wie eine Metzgerin bei der Fleischschau. Sei teilte sie in drei Kategorien ein, die folgendes zu hören bekamen:

– Die Schlanken – gut so, macht nur so weiter! Die Normalen, na ja, geht gerade noch, aber ich behalte euch im Auge. Die fetten Kühe – entweder ihr magert ab, oder ihr verschwindet: Für Mastvieh ihr hier kein Platz.

Diese Liebenswürdigkeiten wurden von den »Schlanken« mit Heiterkeit aufgenommen – dabei sahen sie aus wie lachende Skelette. »Sie sind monströs«, dachte Plectrude.

Eine »fette Kuh«, ein hübsches Mädchen mit vollkommen normaler Figur, brach in Tränen aus. Die Alte schnauzte sie an:

– Keine Gefühlsduseleien hier! Wenn du dich weiter mit Süßigkeiten vollstopfen und an den Rockschoßen deiner Mama hängen willst, hält dich niemand.

Anschließend wurden die zarten Fleischstücke gemessen und gewogen. Plectrude, einen Monat vor ihrem dreizehnten Geburtstag, maß einen Meter fünfundsünfzig und wog vierzig Kilo – wenig, wenn man bedachte, daß es hauptsächlich Muskeln waren, wie bei jeder Tänzerin, die etwas auf sich hält. Dennoch bedeutete man ihr, daß dies ein »nicht zu überschreitendes Maximum« sei.

Auf alle Mädchen wirkte der erste Tag in der Ballettschule wie eine brutale Vertreibung aus der Kindheit. Gestern waren ihre Körper noch liebevoll gehegte und gewässerte Pflanzen gewesen, auf deren Wachstum man wie auf eine wundersame Naturerscheinung hoffte, als Garantie für eine sonnige Zukunft; und ihre Familien waren Gärten mit fettem Erdreich, wo man gemächlich und gemütlich dahinlebte. Und hier nun, von einem Tag auf den andern, riß man sie aus dem feuchten Boden und setzte sie in einer trockenen Welt aus, wo ein Spezialistenblick von asiatischer Strenge darüber entschied, welcher Stengel zu verlängern oder welche Wurzel zu veredeln sei, und daß dies alles, ob sie wollten oder nicht, so geschehen werde, denn dafür habe man ja altbewährte Methoden.

Hier war in den Augen der Erwachsenen nichts von Zärtlichkeit zu sehen: nur der Skalpellenblick, der nach den letzten Spuren von Babyspeck ausspähte. Unbemerkt hatten die Kinder eine Reise durch Zeit und Raum gemacht: In wenigen Sekunden waren sie vom modernen Frankreich ins mittelalterliche China gelangt.

Daß in diesen Mauern eine eiserne Disziplin herrschte, war noch milde ausgedrückt. Das Training begann früh am Morgen und endete spät am

Abend, mit geringfügigen Unterbrechungen durch eine Mahlzeit, die diesen Namen nicht verdiente, oder eine Unterrichtsstunde, in der der Körper zur Ruhe kam, was die Schülerinnen so genossen, daß sie darüber die geistige Anstrengung vergaßen.

Bei dieser Lebensweise magerten alle ab, auch diejenigen, die schon zu mager waren. Weit davon entfernt, sich Sorgen zu machen, wie es vernünftige Menschen getan hätten, freuten sie sich über den Gewichtsverlust. Man konnte einem Skelett nie ähnlich genug werden.

Anders als der erste Tag hatte vermuten lassen, war es jedoch nicht das Gewicht, was die Schülerinnen in erster Linie beschäftigte. Der Körper war von den ewigen Übungsstunden dermaßen erschöpft, daß man sich einfach nur noch danach sehnte, sich setzen zu können. Die Augenblicke, wo die Muskeln untätig sein durften, waren himmlisch.

Schon beim Aufstehen freute sich Plectrude aufs Schlafengehen. Der Moment, da man die vor Müdigkeit schmerzenden Glieder im Bett ausstreckte, um sie für die Nacht ruhen zu lassen, war so wolüstig, daß man an nichts anderes mehr denken konnte. Dies war die einzige Entspannung; die Mahlzeiten dagegen waren Momente der Angst. Die Lehrer hatten die Nahrung so sehr verteufelt, daß sie, so bescheiden sie war, als Versuchung zu

einer Sünde erschien. Mit Schrecken gingen die Kinder an sie heran, widerwillig dem Verlangen gehorchend, das sie weckte. Jeder Löffel konnte ein Löffel zuviel sein.

Sehr bald stellte Plectrude sich Fragen. Sie war in diese Anstalt gekommen, um Tänzerin zu werden, nicht um sich die Lebensfreude bis zu einem Punkt verderben zu lassen, wo sie kein höheres Ideal mehr kannte als den Schlaf. Von morgens bis abends arbeitete sie hier für den Tanz, ohne je das Gefühl des Tanzens zu haben. Es ging ihr wie einem Schriftsteller, der gezwungen würde, nicht zu schreiben, sondern pausenlos die Grammatik zu studieren. Die Grammatik ist zwar wichtig, aber nur im Hinblick auf das Schreiben; ohne diesen Zweck ist sie steriles Regelwerk. Plectrude hatte sich noch nie so wenig als Tänzerin gefühlt wie seit ihrem Eintritt in die Ballettrattenschule. In den Ballettstunden, die sie in den Jahren zuvor besucht hatte, war für kleine Choreographien Raum gewesen. Hier gab es nur Übungen und nichts weiter. Die Stange erschien ihr schließlich wie das Ruder einer Galeere.

Diese Ratlosigkeit schienen viele der Elevinnen zu teilen. Keine sprach darüber, doch spürte man, wie unter den Kindern die Entmutigung um sich griff.

Manche gaben auf, und die Anstaltsleitung schien es so gewünscht zu haben. Die Abgänge zogen andere nach sich. Diese spontane Abmagerung freute die Lehrer und quälte Plectrude, für die jeder Abgang einem Todesfall gleichkam.

Wie es kommen mußte, so kam es: Auch sie fühlte sich versucht abzugehen. Was sie daran hinderte, war die dumpfe Ahnung, daß ihre Mutter es ihr verübeln würde, woran auch ihre besten Erklärungen nichts ändern könnten.

Zweifellos hatten die Lehrer eine Liste bestimmter Schülerinnen gehabt, deren Ausscheiden man erwartete, denn von einem Tag zum andern wechselte ihr Vorgehen. Die Mädchen wurden in einem größeren Saal als sonst zusammengerufen, wo man sie zunächst folgendermaßen ansprach:

– Ihr werdet in letzter Zeit zahlreiche Abgänge beobachtet haben. Wir gehen nicht so weit zu sagen, daß wir sie vorsätzlich bewerkstelligt hätten, wollen aber auch kein geheucheltes Bedauern äußern.

Stille trat ein, was sicherlich nur dem Zweck diene, den Kindern bange werden zu lassen.

– Diejenigen, die abgegangen sind, haben damit bewiesen, daß sie nicht wirklich Lust haben zu tanzen; genauer gesagt, sie haben gezeigt, daß ihnen die Geduld fehlt, die nötig ist, um eine richtige Tän-

zerin zu werden. Wißt ihr, was manche von diesen Dummchen zur Erklärung gesagt haben, als sie ihr Ausscheiden bekanntgaben? Sie seien doch gekommen, um zu tanzen, und hier werde gar nicht getanzt. Wie haben die sich das wohl vorgestellt? Daß sie übermorgen schon im *Schwanensee* mitmachen könnten?

Plectrude fiel eine Redensart ihrer Mutter ein: »den Hund angesichts des Wolfs prügeln«. Ja, das war es: Diese Lehrer waren im Begriff, die Hunde angesichts der Wölfe zu prügeln.

– Tanzen, das will erst verdient sein. Tanzen, auf einer Bühne vor Publikum zu tanzen, ist das höchste Glück der Welt. Richtig gesagt, sogar ohne Publikum, sogar ohne Bühne zu tanzen ist der absolute Rausch. Eine so tiefe Freude rechtfertigt die härtesten Opfer. Die Ausbildung, die wir euch hier bieten, soll den Tanz als das darstellen, was er ist: nicht Mittel, sondern Belohnung. Es wäre unmoralisch, Schülerinnen tanzen zu lassen, die es nicht verdient haben. Acht Stunden an der Stange bei einer Hungerdiät, das wird nur denen hart erscheinen, bei denen der Wunsch zu tanzen nicht stark genug ist. Also mögen diejenigen, die noch ausscheiden wollen, ausscheiden!

Keine schied mehr aus. Die Botschaft war angekommen. Weil man sich mit der härtesten Disziplin abfinden kann, vorausgesetzt, sie wird einem erklärt.

Und die Belohnung kam auch: Es wurde getanzt.

Gewiß, es war so gut wie nie. Aber schon die schlichte Tatsache, daß man sich von der Stange löste, um sich unter den Blicken der anderen in der Mitte des Saals emporzuschwingen, dort ein paar Sekunden herumzuwirbeln und zu spüren, wie gut der Körper die Kunst eines Schrittes beherrschte, war berauschend. Wenn schon zehn Sekunden so viel Freude bereiten konnten, wagte man kaum davon zu träumen, was man empfinden würde, wenn man zwei Stunden tanzte.

Zum ersten Mal bedauerte Plectrude ihre Freundin Roselyne, die an der Ballettschule nicht angenommen worden war. Sie würde nie mehr sein als ein gewöhnliches junges Mädchen, für das der Tanz eine Entspannung ist. Inzwischen segnete Plectrude die Strenge ihrer Lehrer, von denen sie gelernt hatte, in dieser Kunst eine Religion zu sehen.

Was sie bis dahin empört hatte, erschien ihr nun normal. Daß man sie hungern ließ, sie eine Stunde nach der andern bis zur Verblödung mit Exercices an der Stange quälte, daß man sie beschimpfte und

strichdünne Mädchen als fette Kühe behandelte, all das erschien ihr von nun an erträglich.

Es gab sogar noch Schlimmeres, was ihr zu Anfang als Verstoß gegen die Menschenrechte erschienen war und was sie jetzt gar nicht mehr aufregte. Diejenigen Mädchen, die früher als andere Zeichen der Pubertät aufwiesen, sahen sich zur Einnahme verbotener Pillen genötigt, die gewisse Wandlungen der Adoleszenz blockierten. Durch eine kleine private Umfrage fand Plectrude heraus, daß anscheinend niemand in der ganzen Schule schon die Regel hatte, nicht mal in den oberen Klassen.

Sie hatte heimlich mit einer Großen darüber gesprochen, die ihr sagte:

– Für die meisten Schülerinnen sind die Pillen noch nicht mal notwendig; die Unterernährung genügt schon, um den Menstruationszyklus und die körperlichen Veränderungen, die das Auftreten der Regel mit sich bringt, zu hemmen. Es gibt aber ein paar widerspenstige Fälle, bei denen die Pubertät trotz aller Entbehrungen eintritt, und die müssen dann die famose Pille nehmen, die die Menstruation aufhält. In der ganzen Schule findest du nirgendwo einen Tampon.

– Gibt es denn keine Mädchen, die verheimlichen, daß sie die Regel haben?

– Bist du verrückt? Sie wissen doch, daß die Re-

gel nicht in ihrem Interesse ist. Sie verlangen die Pille von sich aus.

Seinerzeit hatte es Plectrude empört, was sie da erfuhr. Jetzt ließ sie die übelsten Machenschaften gelten und fand die spartanischen Gesetze der Anstalt hervorragend.

Sie war geistig unterjocht, buchstäblich, unter dem Joch der Lehrer, denen sie in allem recht gab.

Zum Glück rettete sie die zuinnerst noch vernehmliche Stimme der Kindheit, klüger als die der Jugend, die sich auflehnte und ihr Ketzereien ins Ohr flüsterte: »Weißt du, warum man dieses Haus die Rattenschule nennt? Man sagt, die Ratten seien die Ballettschülerinnen, aber es sind die Lehrer. Ja, das sind die Ratten, gefräßige Biester, die mit ihren großen Zähnen das Fleisch von den Leibern der Ballerinen nagen. Uns muß man die Leidenschaft für den Tanz zugute halten, die ihnen so fern liegt: Das einzige, was sie interessiert, als gute Ratten, die sie nun mal sind, ist, uns zu verratten, uns aufzufressen. Ratten, das heißt Geizkragen, Raffzähne, und es geht ihnen nicht nur ums Geld. Was sie raffen, ist Schönheit, Freude am Leben und sogar am Tanz. Sie lieben doch den Tanz, sagst du? Sie sind seine ärgsten Feinde! Sie sind eigens ausgewählt, weil sie den Tanz hassen, denn wenn sie ihn liebten, wäre es zu leicht für uns. Zu lieben, was der

Lehrer auch liebt, wäre zu natürlich. Hier wird Übermenschliches von uns verlangt: sich aufzuopfern für eine unseren Lehrern verhaßte Kunst, die jeden Tag hundertmal von ihrer niedrigen Gesinnung verraten wird. Der Tanz ist Aufschwung, Grazie, Großmut, die reine Gnade – das Gegenteil der Rattenmentalität.«

Ein Wörterbuch, der Robert, bot ihr die Nahrung, an der es ihr im übrigen mangelte. Genüßlich las sie alles über die Ratte im direkten und übertragenen Sinne, mit Synonymen und Ableitungen aller Art: »Kanalratte, Rattengesicht, Knicker, Geizhals...« Ja, die Schule trug ihren Namen zu Recht.

Dennoch hatte die Auswahl niederträchtiger Lehrer auch etwas Heilsames. Nicht ohne Grund dachte die Anstalt, daß es unmoralisch wäre, die Ballerinen zu ermutigen. Der Tanz, die totale Kunst, wenn es so etwas gab, erforderte die Hingabe des ganzen Menschen. Also war man verpflichtet, die Motivation der Kinder auf die Probe zu stellen, indem man ihr Ideal von Grund auf unterhöhle. Wer dem nicht widerstände, könnte niemals die seelische Spannweite einer großen Tänzerin erlangen. Solche Verfahrensweisen, so ungeheuerlich sie waren, rechtfertigten sich aus den höchsten Grundsätzen der Ethik.

Nur daß die Lehrkräfte davon nichts wußten. Sie waren sich über den edlen Zweck ihrer Quälereien nicht im klaren und verübten sie vielmehr aus reiner Schadenfreude.

Und so kam es, daß Plectrude insgeheim auch gegen ihre Lehrer tanzen lernte.

In drei Monaten verlor sie fünf Kilo. Es freute sie. Um so mehr, als ein seltsames Phänomen damit einherging: Beim Unterschreiten der symbolischen 40-Kilo-Grenze hatte sie nicht nur an Gewicht, sondern auch an Gefühl verloren.

Mathieu Saladin: Der Name, der sie früher in Trance versetzt hatte, ließ sie nun kalt. Doch hatte sie den Jungen weder wiedergesehen noch von ihm gehört; es konnte also nicht daran liegen, daß er sie enttäuscht hätte. Sie hatte auch keine anderen Jungen kennengelernt, die imstande gewesen wären, sie den, den sie liebte, vergessen zu machen.

Es war auch nicht die verstrichene Zeit, die sie abgekühlt hatte. Drei Monate, das war nicht viel. Außerdem hatte sie sich zu genau beobachtet, um die Verkettung von Ursachen und Wirkungen nicht zu bemerken: Mit jedem Kilo, das von ihr abschmolz, ging auch ein Stück ihrer Liebe dahin. Sie trauerte ihr nicht nach, im Gegenteil; um trauern zu können, wäre ja noch Gefühl nötig gewesen. Sie

freute sich, diese Doppelbelastung los zu sein: die fünf Kilo und diese hinderliche Verliebtheit.

Sie nahm sich vor, immer dieses große Gesetz zu beachten: Liebe, Trauer, Verlangen, Schwärmerei – all diese Torheiten waren Erkrankungen von Körpern mit mehr als vierzig Kilo.

Sollte sie das Unglück haben, diese Grenze zur Fettleibigkeit eines Tages wieder zu überschreiten, und sich infolgedessen erneuten Gefühlsqualen ausgesetzt sehen, so wüßte sie, mit welcher Arznei dieser lächerlichen Pathologie zu begegnen wäre: nichts mehr essen, bis man wieder unter die vierzig Kilo abgetaucht wäre.

Bei fünfunddreißig Kilo war das Leben ein anderes: Alles kam nun darauf an, den physischen Anstrengungen des Tages standzuhalten, seine Energie so einzuteilen, daß man die acht Übungsstunden aushielt, den Versuchungen der Mahlzeiten tapfer entgegenzutreten, die Erschöpfung der Kräfte stolz zu verbergen – und endlich zu tanzen, wenn man es verdient hätte.

Der Tanz war die einzige Transzendenz. Er allein rechtfertigte vollauf dieses dürre Dasein. Daß man dabei seine Gesundheit aufs Spiel setzte, hatte nichts zu bedeuten, vorausgesetzt, es gelang, diese unaussprechliche Empfindung zu erreichen: die des Abhebens.

In Bezug auf den klassischen Tanz gibt es ein Mißverständnis. Viele sehen in ihm nur einen albernen Zirkus um rosa Röckchen und Tanzschuhe, manierierte Posen auf Zehenspitzen und affige Luftsprünge. Das Schlimme ist: Es stimmt. Das ist er.

Aber er ist nicht nur das. Man streiche aus dem Ballett seine albernen Zierereien, den Tüll, den Akademismus und die romantischen Haarknoten, und man wird sehen, daß etwas übrigbleibt, und zwar etwas Gewaltiges. Der Beweis ist, daß die besten modernen Tänzer aus der klassischen Schule hervorgehen.

Denn der Gral des Balletts ist das Abheben. Kein Lehrer drückt das so aus, denn er müßte befürchten, für einen gefährlichen Irren gehalten zu werden. Aber wer einmal die Technik der Sissone, des Entrechat und des Grand jeté en avant erlernt hat, der kann nicht mehr daran zweifeln, daß es die Kunst des Abhebens ist, die man ihm beizubringen versucht.

Das Üben an der Stange ist deshalb so langweilig, weil sie wie eine Vogelstange ist. Wenn man vom Fliegen träumt, macht es wütend, sich stundenlang an einem Stück Holz festhalten zu müssen, während man in den Gliedern schon die Lockung der Lüfte spürt.

In Wahrheit entspricht das Training an der Stange dem der kleinen Vögel am Nestrand; man bringt ihnen bei, die Flügel zu entfalten, bevor sie sie gebrauchen. Bei den Vogelkücken genügen dazu ein paar Stunden. Wenn aber ein Mensch die unglaubliche Absicht verfolgt, in eine andere Gattung hinüberzuwechseln und fliegen zu lernen, so ist es normal, daß er mehrere Jahre angestrengten Übens darauf verwenden muß.

Er wird über seine Hoffnungen hinaus belohnt, wenn der Moment eintritt, wo er berechtigt ist, sich von der Stange zu lösen und sich in den Raum zu werfen. Der skeptische Zuschauer sieht vielleicht nicht, was in dem Moment im Körper der klassischen Tänzerin los ist: der reine Wahnsinn. Und daß dieser Regeln folgt und eine eiserne Disziplin einhält, nimmt der Sache nichts von ihrem Widersinn: Das klassische Ballett ist die Gesamtheit der Techniken, die darauf abzielen, die Idee des fliegenden Menschen als möglich und vernünftig darzustellen. Wie soll man sich da noch über den grotesken, großspurig lächerlichen Aufputz wundern, in dem diese Kunst ausgeübt wird? Erwartet man wirklich, daß ein so verrücktes Projekt von geistig Gesunden betrieben wird?

Dieser lange Einschub richtet sich an alle, die über das Ballett nur lachen können. Sie lachen mit

Recht, sollten sich aber nicht damit begnügen zu lachen: Der klassische Tanz birgt zugleich ein erschreckendes Ideal.

Und die Verheerungen, die es im Geist eines jungen Menschen anrichten kann, kommen denen einer harten Droge gleich.

Zu Weihnachten mußten sie die kurze Ferienzeit in ihren Familien verbringen.

Keine der Elevinnen war darüber froh. Im Gegenteil, die Aussicht weckte Besorgnis. Wozu sollten Ferien gut sein? Sie hatten ihren Sinn gehabt zu einer Zeit, als es noch darum ging, sich seines Lebens zu freuen. Doch diese Zeit, die der Kindheit, war vorüber; der einzige Sinn des Lebens war jetzt der Tanz.

Und das Familienleben, das zum großen Teil aus Mahlzeiten und erschlaffendem Zeitvertreib bestand, widersprach der neuen Leidenschaft für die Disziplin.

Plectrude sagte sich, auch dies heiße die Kindheit hinter sich lassen: sich nicht mehr auf Weihnachten freuen. Es war das erste Mal, daß es ihr so erging. Sie hatte recht gehabt, letztes Jahr, als sie sich noch so sehr davor fürchtete, dreizehn zu werden. Sie hatte sich wahrhaftig verändert.

Alle bemerkten es. Ihre Magerkeit erschreckte

sie; nur ihre Mutter war begeistert. Denis, Nicole, Beatrice und Roselyne, die sie eingeladen hatten, gefiel sie gar nicht:

– Du hast ein Gesicht wie eine Spitzmaus.

– Sie ist doch Tänzerin, wandte Clémence ein. Ihr konntet nicht erwarten, daß sie mit Pausbäckchen zurückkommt. Du bist sehr schön so, Liebes.

Mehr noch als Plectrudes Magerkeit befremdete sie eine andere Veränderung, besonders weil sie keinen Namen dafür fanden. Vielleicht getrauten sie sich einfach nicht, es auszudrücken, wie verdüstert sie war: Plectrude hatte viel von ihrer Frische verloren. Sie, die sonst immer zum Lachen aufgelegt war, ließ jetzt die Lebhaftigkeit vermissen, die man von ihr gewohnt war.

»Das ist sicherlich nur der Schock des Wiedersehens«, dachte Denis.

Aber der erste Eindruck verstärkte sich im Lauf der Tage. Es war, als ob die Tänzerin nicht ganz da wäre. Ihre augenscheinliche Freundlichkeit konnte die Teilnahmslosigkeit nur schlecht verbergen.

Die Mahlzeiten schienen sie geradezu zu quälen. Daß sie sehr wenig aß, war man schon gewohnt; aber jetzt aß sie so gut wie nichts mehr, und man spürte, wie angespannt sie blieb, bis man vom Tisch aufstand.

Hätten ihre Angehörigen sehen können, was in

Plectrudes Kopf vorging, hätten sie sich noch mehr Sorgen gemacht.

Am ersten Tag zu Hause waren sie ihr alle fett vorgekommen. Sogar die schlanke Roselyne schien ihr furchtbar dick zu sein. Sie fragte sich, wie man so viel Beleibtheit nur ertragen konnte.

Vor allem fragte sie sich, wie sie dieses belanglose Leben ertragen konnten, dieses geruhsame Erschlaffen ohne Ziel und Zweck. Sie war froh über die Härten und Entbehrungen ihres Daseins: Wenigstens sie bewegte sich auf etwas zu. Nicht daß sie mit dem Leiden einen Kult trieb, aber sie hatte das Bedürfnis nach einem Sinn, und insofern war sie schon kein Kind mehr.

Unter vier Augen erzählte ihr Roselyne tausend Neuigkeiten aus ihrer Schulklasse. Sie kicherte und berichtete aufgeregt:

– Und weißt du, was? Stell dir vor, Vanessa, die geht mit Fred, ja, dem Typ aus der Neunten.

Sehr bald merkte sie zu ihrer Enttäuschung, daß dies alles ihrer Zuhörerin nicht viel Eindruck machte:

– Du bist länger als ich in dieser Klasse gewesen, und es ist dir schnurz, wie es ihnen geht?

– Nimm es mir nicht übel! Wenn du wüßtest, wie fern mir das jetzt alles gerückt ist.

– Auch Mathieu Saladin? fragte Roselyne, hell-sichtig für die Vergangenheit, aber nicht für die Gegenwart.

– Klar, sagte Plectrude.

– Das war aber nicht immer so.

– So ist es nun mal.

– Gibt es auch Jungen auf deiner Schule?

– Nein, die haben eigene Kurse. Wir sehen sie nie.

– Also nur Mädchen? Was für eine Galeere!

– Weißt du, an solche Sachen zu denken, dazu hat man gar keine Zeit.

Plectrude hatte nicht den Mut, sich auf Erklärungen hinsichtlich der Schranke einzulassen, die die mehr als vierzig Kilo von den weniger als vierzig Kilo Schweren trennte, aber deutlicher denn je spürte sie deren Realität. Was gingen sie diese lächerlichen Schülerflirts an! Die arme Roselyne tat ihr um so mehr leid, als sie nun auch schon einen Büstenhalter trug.

– Soll ich ihn dir zeigen?

– Wen?

– Meinen BH. Du linst ja ständig hin, während ich mit dir rede.

Roselyne zog ihr T-Shirt hoch. Plectrude jaulte vor Abscheu.

Innerlich lernte die Kleine, so wie sie gegen ihre Lehrer tanzen gelernt hatte, nun auch gegen ihre Familie leben. Sie sagte ihren Angehörigen nichts davon, beobachtete sie aber mit Befremden: »Wie sie sich gehenlassen! Wie sie den Gesetzen der Schwerkraft unterliegen! Leben, das muß doch mehr sein als das.«

Ein solches Dasein, fand sie, hatte im Gegensatz zu ihrem eigenen keinen Sinn. Sie schämte sich ihrer Familie. Manchmal fragte sie sich, ob sie nicht ein Waisenkind sei, das man adoptiert hatte.

– Sie macht mir wirklich Sorgen. Sie ist sehr mager, sagte Denis.

– Ja und? Sie ist Tänzerin, antwortete Clémence.

– Tänzerinnen sind nicht immer so mager wie sie.

– Sie ist dreizehn. In dem Alter ist das normal.

Mit diesem Argument beruhigt, schlief Denis ein. Eltern sind in erstaunlichem Maß zur Selbstverblendung fähig: Ausgehend von einer richtigen Feststellung – in diesem Fall der Tatsache, daß Heranwachsende oft sehr mager sind –, lassen sie die besonderen Umstände außer acht. Ihre Tochter war zwar von Natur aus sehr zierlich, doch war ihre derzeitige Magerkeit deshalb noch nicht naturgemäß.

Die Feiertage gingen vorüber. Plectrude war sehr erleichtert, als sie wieder in ihre Schule zurückkehrte.

– Ich habe manchmal den Eindruck, ich habe das Kind verloren, sagte Denis.

– Du bist egoistisch, protestierte Clémence. Sie ist doch glücklich.

Sie täuschte sich zweifach: einmal, weil das Mädchen nicht glücklich war; sodann, weil der Egoismus ihres Mannes im Vergleich zu ihrem eigenen nichts war. Sie wäre so gern selbst Ballerina geworden, und durch Plectrude wurde dieser Ehrgeiz nun stellvertretend befriedigt. Die Gesundheit des Kindes diesem Ideal zu opfern machte ihr wenig aus. Hätte man es ihr gesagt, so hätte sie die Augen weit aufgerissen und ausgerufen:

– Ich will doch nur, daß meine Tochter glücklich wird!

Und es wäre von ihr aus gesehen vollkommen ehrlich gewesen. Eltern wissen nicht, was sich hinter ihrer Aufrichtigkeit verbirgt.

Was Plectrude in der Ballettrattenschule erlebte, konnte man nicht Glück nennen; glücklich zu sein setzt ein Minimum an Sicherheitsgefühl voraus. Davon hatte das Mädchen keine Spur, und das nicht ohne Grund: In diesem Stadium spielte sie nicht

mehr mit ihrer Gesundheit, sondern setzte sie aufs Spiel. Sie wußte es.

Was Plectrude in der Ballettrattenschule erlebte, konnte man einen Rausch nennen: eine Ekstase, die sich aus einer Kraft des Vergessens speiste. Vergessen der Entbehrungen, des körperlichen Leidens, der Gefahr, der Angst. Dank dieser willkürlichen Amnesien konnte sie sich in den Tanz stürzen und dort die wahnwitzige Illusion kennenlernen, die Trance des Abhebens.

Sie war drauf und dran, eine der besten Schülerinnen zu werden. Sie war zwar nicht die magerste, aber unumstritten die anmutigste. Ihr eignete jene wundersame Leichtigkeit der Bewegung, welche die höchste Ungerechtigkeit der Natur ist; denn diese Gnade wird uns bei der Geburt gewährt oder verweigert, ohne daß eine spätere Anstrengung ihren Mangel ausgleichen könnte.

Außerdem, und nicht zu ihrem Schaden, war sie die Hübscheste. Auch mit fünfunddreißig Kilo sah sie jenen Kadavern nicht ähnlich, deren Magerkeit von den Lehrern gepriesen wurde: Ihre Tänzerinnenaugen illuminierten ihr Gesicht mit einer phantastischen Schönheit. Und die Lehrer wußten, ohne indes mit den Elevinnen darüber zu sprechen, daß gutes Aussehen in der Karriere eines Balletstars eine wichtige Rolle spielt. Auch in dieser

Hinsicht war Plectrude am weitaus besten ausgestattet.

Was ihr insgeheim zu schaffen machte, war die Gesundheit. Sie sprach darüber mit niemandem, aber nachts hatte sie solche Schmerzen in den Beinen, daß sie an sich halten mußte, um nicht zu schreien. Ohne irgendeine Ahnung von Medizin vermutete sie doch, welches die Ursache war: Sie hatte aus ihrer Ernährung jede Spur von Milchprodukten verbannt. Sie hatte nämlich bemerkt, daß schon ein paar Löffel Magermilchjoghurt bewirkten, daß sie sich »aufgeschwemmt« fühlte (wobei man noch hätte sehen müssen, was sie »aufgeschwemmt« nannte).

Nun war Magermilchjoghurt die einzige Milchspeise, die in der Anstalt geduldet wurde. Darauf zu verzichten hieß, jede Zufuhr von Kalzium zu unterbinden, das zur Festigung des Knochenbaus in der Jugend unentbehrlich ist. So verrückt die Erwachsenen an der Schule auch waren, empfahl doch niemand den Verzicht auf Joghurt, und selbst die asketischsten Elevinnen aßen davon. Nicht so Plectrude.

Dieser Mangel trug ihr sehr bald die gräßlichen Schmerzen in den Beinen ein, sobald sie auch nur ein paar Stunden ohne Bewegung blieb, wie es nachts der Fall war. Um dem Leiden zu entgehen,

mußte sie aufstehen und sich bewegen. Doch der Schmerz in dem Augenblick, wo die Beine wieder in Tätigkeit traten, hätte einer Folterkammer Ehre gemacht. Plectrude mußte auf ein Tuch beißen, um nicht zu heulen. Jedesmal hatte sie das Gefühl, daß ihre Waden- und Schenkelknochen am Zerschneiden waren.

Sie begriff, daß der Kalziummangel die Ursache dieser Qualen war. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, den verfluchten Joghurt wieder zu sich zu nehmen. Ohne es zu wissen, fiel sie dem inneren Mechanismus der Anorexie zum Opfer, der jeden Verzicht als unwiderruflich erscheinen läßt, sofern man nicht ein unerträgliches Schuldgefühl in Kauf nehmen will.

Sie verlor noch zwei Kilo, was sie in dem Glauben bestärkte, daß Magermilchjoghurt »zu schwer« sei. In den Osterferien sagte ihr Vater zu ihr, daß sie ein Skelett sei und fürchterlich aussehe, aber ihre Mutter wies ihn scharf zurecht und schwärmte von der Schönheit ihrer Tochter. Clémence war die einzige unter ihren Angehörigen, mit der Plectrude noch gern zusammen war: »Sie wenigstens versteht mich.« Ihre Schwestern und selbst Roselyne betrachteten sie wie eine Fremde. Sie gehörte nicht mehr zu ihrer Gruppe; man hatte mit diesem Gerippe nichts mehr gemein.

Seit sie die fünfunddreißig Kilo unterschritten hatte, hatte sie noch weniger Gefühle. Sie litt also unter dieser Ausschließung nicht.

Plectrude fand ihr Leben bewundernswert; sie fühlte sich als gloriose Heldin im Kampf gegen die Schwerkraft. Was sie der Feindin entgegensetzen hatte, waren das Fasten und der Tanz.

Der Gral war das Abheben, und von allen Ritzern der Tafelrunde kam ihm Plectrude am nächsten. Was kümmerten sie die nächtlichen Schmerzen angesichts der Unermeßlichkeit dieser Queste?

Monate vergingen, Jahre. Die Tänzerin fügte sich in ihre Schule ein wie eine Karmeliterin in ihren Orden. Außerhalb der Anstalt gab es kein Heil.

Sie war der aufgehende Stern. Man sprach von ihr höheren Orts, und sie wußte es.

So wurde sie fünfzehn. Noch immer maß sie einen Meter fünfundfünfzig und war also seit ihrem Eintritt in die Schule keinen halben Zentimeter gewachsen! Ihr Gewicht: zweiunddreißig Kilo.

Manchmal schien es ihr, als habe sie früher gar nicht gelebt. Sie hoffte, daß ihr Dasein sich nie ändern werde. Von anderen bewundert zu werden genügte ihr als seelischer Rückhalt.

Sie wußte auch, daß ihre Mutter sie närrisch

liebte. Ganz nebenbei stützte das Bewußtsein dieser Liebe sie wie eine Wirbelsäule. Eines Tages erzählte sie Clémence von ihren Problemen mit den Beinen. Clémence begnügte sich damit, ihr zu sagen:

– Wie mutig du bist!

Plectrude ließ sich das Kompliment gefallen. Zuinnerst aber hatte sie den Eindruck, daß ihre Mutter ihr etwas ganz anderes hätte sagen sollen. Sie wußte nur nicht, was.

Was kommen mußte, kam. Eines Novembertages, als Plectrude, eben aufgestanden, auf ihr Tuch biß, um vor Schmerz nicht loszuheulen, brach sie zusammen. Sie hörte ein Knacken in ihrem Schenkel.

Sie konnte sich nicht rühren. Sie rief um Hilfe. Sie kam ins Krankenhaus.

Ein Arzt, der sie noch nicht gesehen hatte, betrachtete die Röntgenaufnahmen.

– Wie alt ist denn diese Frau?

– Fünfzehn.

– Was?! Sie hat den Knochenbau einer Sechzigjährigen nach der Menopause.

Sie wurde befragt. Sie verriet, woran es lag: Seit zwei Jahren nahm sie keinerlei Milchprodukte mehr zu sich – in einem Alter, wo der Körper danach lechzt.

- Sie sind anorektisch?
 - Nein, was denken Sie! entrüstete sie sich guten Glaubens.
 - Finden Sie das normal, in Ihrem Alter dreißig Kilo zu wiegen?
 - Zweiunddreißig! protestierte sie.
 - Meinen Sie, das ändert was?
- Sie nahm Clementines Argument zu Hilfe:
- Ich bin Ballerina. In meinem Beruf hat man besser keine Rundungen.
 - Ich wußte nicht, daß man Tänzerinnen in Konzentrationslagern rekrutiert.
 - Sind Sie verrückt? Sie beleidigen meine Schule!
 - Was meinen Sie denn, was von einer Anstalt zu halten ist, wo man die Selbstzerstörung einer Jugendlichen zuläßt? Ich werde die Polizei rufen, sagte der Arzt und schien entschlossen, es wirklich zu tun.
- Plectrudes Instinkt gebot ihr, ihren Orden zu schützen.
- Nein. Es ist meine Schuld. Ich habe heimlich verzichtet. Niemand hat es gewußt.
 - Niemand hat es wissen wollen. Das Ergebnis ist, daß Ihr Schienbein beim bloßen Auftreten gebrochen ist. Im Normalfall würde ein Monat im Gips genügen. In Ihrem Fall weiß ich nicht, wie viele Monate Sie den Gipsverband werden tragen

müssen. Um von der Heilgymnastik, die später kommt, gar nicht zu reden.

– Aber dann werde ich ja lange Zeit nicht mehr tanzen können!

– Mademoiselle, Sie werden nie mehr tanzen können.

Plectrudes Herzschlag setzte aus. Sie fiel in eine Art Koma.

Einige Tage später kam sie wieder zu sich. Als der herrliche Moment vorüber war, wo man sich an nichts mehr erinnert, dachte sie wieder daran, wozu sie verurteilt war. Eine freundliche Krankenschwester bestätigte ihr den Schicksalsspruch:

– Ihr Knochengewebe ist zu brüchig geworden, besonders in den Beinen. Auch wenn Ihr Schienbein wiederhergestellt ist, können Sie nicht wieder anfangen zu tanzen. Beim kleinsten Sprung, bei der kleinsten Erschütterung kann etwas brechen. Jahrelange Überernährung mit Milchprodukten wird nötig sein, um Sie wieder mit Kalzium zu versorgen.

Plectrude zu sagen, daß sie nie wieder tanzen könnte, war so schwierig, wie Napoleon zu erklären, daß er nie wieder eine Armee haben werde: Man raubte ihr nicht ihren Beruf, sondern ihr Schicksal.

Sie konnte es nicht glauben. Sie konsultierte alle irgend möglichen Ärzte, und nicht einer ließ ihr ein Fünkchen Hoffnung. Man muß ihnen dankbar sein: Hätte auch nur einer ihr den zehnten Teil einer Heilungschance zugesprochen, so hätte sie sich daran geklammert, auf die Gefahr hin, ihr Leben dabei zu lassen.

Nach ein paar Tagen wunderte sie sich, daß Clémence nicht an ihr Krankenbett kam. Sie bat, telefonieren zu dürfen. Ihr Vater sagte ihr, daß ihre Mutter beim Eintreffen der schrecklichen Nachricht schwer erkrankt war.

– Sie hat Fieber, sie deliriert. Sie hält sich für dich. Sie sagt: »Ich bin erst fünfzehn, mein Traum kann doch nicht schon aus sein, ich werde Tänzerin, ich kann nichts anderes sein als Tänzerin.«

Der Gedanke an Clémences Leiden gab Plectrude den Rest. Von ihrem Krankenbett aus blickte sie auf den Tropf, mit dem sie ernährt wurde: Sie war ehrlich überzeugt, daß man ihr Unglück als Nahrungsmittel einflößte.

Solange ihr die geringste Bewegung untersagt war, blieb Plectrude im Krankenhaus. Manchmal besuchte sie ihr Vater. Sie wollte wissen, warum Clémence nicht mitkomme.

– Deine Mutter ist noch zu krank, antwortete er.

Das dauerte Monate. Niemand anders kam sie besuchen, weder die Ballettratten noch jemand aus ihrer Familie oder ihrer alten Schule – wie Plectrude ja auch keiner dieser Welten mehr angehörte.

Die Tage verbrachte sie mit striktem Nichtstun. Lesen wollte sie nicht, weder Bücher noch Zeitungen, fernsehen auch nicht. Man diagnostizierte eine tiefe Depression.

Sie konnte nichts schlucken. Ein Glück, daß es den Tropf gab. Der allerdings flößte ihr Abscheu ein: Er war es, der sie wider ihren Willen am Leben hielt.

Als es Frühling wurde, brachte man sie heim zu ihren Eltern. Das Herz klopfte ihr beim Gedanken an das Wiedersehen mit ihrer Mutter. Aber der Wunsch danach wurde ihr abgeschlagen. Die Kleine entrüstete sich:

– Das ist doch nicht möglich! Ist sie tot oder was?

– Nein, sie ist am Leben. Aber sie will nicht, daß du sie in diesem Zustand siehst.

Das war mehr, als Plectrude ertragen konnte. Sie wartete, bis ihre Schwestern in die Schule und ihr Vater aus dem Haus gegangen waren. Dann stand sie auf. Mit Krücken konnte sie inzwischen wieder gehen.

Sie humpelte zum Zimmer der Eltern, wo Clémence lag und schlief. Die Kleine glaubte eine Tote vor sich zu sehen, mit grauem Gesicht und noch magerer als sie selbst. Sie warf sich neben ihr aufs Bett und weinte:

– Maman! Maman!

Die Schlafende erwachte und sagte:

– Du hast kein Recht, hier hereinzukommen.

– Ich wollte dich doch unbedingt sehen! Und jetzt ist es geschehen, und es ist besser so: Ich möchte lieber wissen, wie es dir geht. Nun weiß ich, du bist am Leben, und alles andere ist mir egal. Du wirst wieder essen können, es wird dir besser-gehen: Wir werden beide wieder gesund werden, Maman.

Sie merkte, daß ihre Mutter kalt blieb und sie nicht umarmte.

– Nimm mich in die Arme, ich hab es so nötig! Clémence blieb unbewegt.

– Arme Maman, selbst dazu bist du zu schwach!

Plectrude richtete sich auf und betrachtete sie. Wie sie sich verändert hatte! Nichts von Wärme stand mehr in den Augen der Mutter. Etwas in ihr war abgestorben: Plectrude wollte es nicht verstehen.

Sie sagte sich: »Maman hält sich für mich. Sie ißt nichts mehr, weil ich nichts mehr gegessen habe.

Wenn ich esse, wird sie auch essen. Wenn ich gesund werde, wird sie auch gesund werden.«

Sie schleppte sich in die Küche und nahm eine Tafel Schokolade. Dann ging sie wieder zu Clémence und setzte sich dicht bei ihr aufs Bett.

– Schau, Maman, ich esse!

Die Schokolade traumatisierte ihren Mund, der Nahrung nicht mehr gewohnt war, schon gar nicht eine so reichhaltige Leckerei.

– Es ist Milkschokolade, Maman, voller Kalzium. Das ist gut für mich.

So war das also, essen? Ihre Eingeweide zuckten zusammen, ihr Magen empörte sich, sie glaubte gleich umzufallen, aber sie wurde nicht ohnmächtig; sie übergab sich nur – auf ihre Knie.

Gedemütigt und tief betrübt blieb sie regungslos sitzen und betrachtete, was sie angerichtet hatte.

In diesem Moment sagte ihre Mutter in trockenem Ton:

– Du widerst mich an.

Plectrude blickte in das eisige Auge der Frau, die eben ihr Verdammungsurteil gefällt hatte. Sie wollte nicht glauben, was sie gesehen und gehört hatte. Sie ergriff die Flucht, so schnell es ihre Krücken erlaubten.

Plectrude ließ sich auf ihr Bett fallen und weinte sich aus. Dann schlief sie ein.

Beim Erwachen hatte sie eine Empfindung von phänomenaler Unwahrscheinlichkeit: Hunger.

Sie bat Beatrice, die inzwischen heimgekommen war, ihr einen Imbiß zu machen.

»Triumph!« jubelte ihre Schwester und brachte ihr unverzüglich Brot, Käse, Kompott, Schinken und Schokolade.

Die Schokolade aß Plectrude nicht, denn sie erinnerte sie allzu sehr an die Szene bei ihrer Mutter; alles andere aber verschlang sie.

Beatrice war selig.

Der Appetit war wiedergekehrt. Es war nicht Bulimie, sondern gesunder Hunger. Sie verzehrte drei reichliche Mahlzeiten pro Tag, mit einer Vorliebe für Käse, als hätte ihr Körper sie über seinen dringlichsten Bedarf verständigt. Der Vater und die Schwestern waren begeistert.

Bei dieser Ernährung nahm sie rasch zu. Ihre vierzig Kilo und ihr schönes Gesicht fanden sich wieder ein. Alles ging bestens. Sogar das Schuldgefühl blieb ihr erspart, was bei einer ehemaligen Anorektikerin ungewöhnlich ist.

Wie sie vorausgesehen hatte, wurde mit ihrer Genesung auch ihre Mutter gesund. Clémence verließ endlich ihr Zimmer und sah ihre Tochter wie-

der, zum ersten Mal, seit Plectrude sich an ihrem Bett erbrochen hatte. Sie musterte sie verzweifelt und rief:

- Du bist dick geworden!
- Ja, Maman, stammelte die Kleine.
- Wie kannst du! Vorher warst du so hübsch.
- Du findest mich so nicht mehr hübsch?
- Nein. Du bist dick.
- Aber Maman! Ich wiege vierzig Kilo.
- Genau wie ich dir sagte: Du hast also acht

Kilo zugenommen.

- Ich hatte es nötig.
- Das sagst du nur, um ein gutes Gewissen zu haben. Was du nötig hattest, war Kalzium, nicht Gewichtszunahme. Meinst du vielleicht, du siehst jetzt wie eine Tänzerin aus?

– Aber Maman, ich kann nicht mehr tanzen. Ich bin keine Tänzerin mehr. Weißt du, wie ich darunter leide? Rühre doch nicht mit dem Messer in der Wunde!

- Wenn du darunter leiden würdest, hättest du nicht so einen Appetit.

Am schlimmsten war der harte Ton, in dem die Frau ihr das Urteil ins Gesicht schleuderte.

- Warum redest du so mit mir? Bin ich nicht mehr deine Tochter?

- Du bist nie meine Tochter gewesen.

Und Clémence erzählte ihr alles: von Lucette und Fabien, wie Lucette Fabien tötete, von Plectrudes Geburt im Gefängnis und von Lucettes Suizid.

– Was erzählst du mir da? stöhnte Plectrude.

– Frag deinen Vater – vielmehr deinen Onkel –, wenn du mir nicht glaubst.

Nachdem sie den anfänglichen Unglauben überwunden hatte, brachte die Kleine noch heraus:

– Warum sagst du mir das heute?

– Irgendwann mußte ich es dir doch sagen, oder?

– Klar, aber warum auf diese grausame Art? Bisher warst du für mich die beste aller Mütter. Jetzt redest du mit mir, als wäre ich nie deine Tochter gewesen.

– Weil du mich enttäuscht hast. Du weißt, wie sehr ich davon geträumt habe, daß du Tänzerin würdest.

– Ich habe einen Unfall gehabt! Es war nicht meine Schuld.

– Doch, es ist deine Schuld! Wenn du nicht so dumm gewesen wärest, dich zu dekalzifizieren!

– Ich hatte dir von meinen Schmerzen in den Beinen erzählt.

– Das stimmt nicht!

– Doch, ich hab es dir erzählt! Du hast sogar noch meinen Mut bewundert.

– Du lügst!

– Ich lüge nicht! Findest du es normal, daß eine Mutter ihre Tochter zu den Schmerzen in ihren Beinen beglückwünscht? Es war ein Hilferuf, und du hast ihn nicht mal gehört.

– So so, jetzt sag bloß noch, ich bin schuld! Clémences Unaufrichtigkeit verschlug Plectrude die Sprache.

Alles fiel in sich zusammen: Sie hatte kein Schicksal mehr, keine Eltern mehr, sie hatte nichts mehr. Denis war lieb, aber schwach. Clémence verbot ihm, Plectrudes wiedergewonnenen Appetit zu loben.

– Also bitte! Red ihr doch nicht zu, sich zu mästen!

– Sie ist doch nicht dick, stotterte er. Ein bißchen rundlich vielleicht.

Das »ein bißchen rundlich« bedeutete für Plectrude, daß sie einen Verbündeten verloren hatte.

Einer Fünfzehnjährigen zu sagen, sie sei dick oder auch nur »ein bißchen rundlich«, wenn sie vierzig Kilo wiegt, ist so gut, als wollte man ihr verbieten zu wachsen.

Angesichts eines solchen Unglücks hat ein Mädchen nur zwei Möglichkeiten: entweder Rückfall in die Anorexie oder Bulimie. Wie durch ein Wun-

der blieb Plectrude vor beidem bewahrt. Sie behielt ihren Appetit, und er richtete sich auf Speisen, die jeder beliebige Arzt ihr als zuträglich empfohlen hätte, die Clémence jedoch als »widerwärtig« bezeichnete.

In Wahrheit war es eine Gesundheit höherer Ordnung, die Plectrude dazu anhielt, ihren Hunger zu stillen: Sie hatte einige Jahre ihrer Jugend nachzuholen. Dank ihrer Leidenschaft für Käse wuchs sie um drei Zentimeter. Ein Meter achtundfünfzig, das wäre für eine Erwachsene immerhin besser als eins fünfundfünfzig.

Mit sechzehn bekam sie die Regel. Voller Freude berichtete sie es Clémence. Die zuckte geringschätzig die Achseln.

– Freut es dich denn nicht, daß ich endlich normal bin?

– Wieviel wiegst du?

– Siebenundvierzig Kilo.

– Hab ich mir's doch gedacht: Du bist fett.

– Siebenundvierzig Kilo bei einem Meter achtundfünfzig, das nennst du fett?

– Sieh der Wahrheit ins Gesicht: Du bist ein Fettkloß.

Plectrude, deren Beine inzwischen wieder ihren Dienst taten, ging und warf sich auf ihr Bett. Sie

weinte nicht; sie hatte einen Anfall von Haß, der Stunden dauerte. Sie hämmerte mit der Faust aufs Kopfkissen, und in ihrem Schädel brüllte eine Stimme: »Sie will mich umbringen! Meine Mutter will meinen Tod!«

Niemals hatte sie aufgehört, Clémence als ihre Mutter zu betrachten; ob sie nun aus ihrem Leib gekommen war oder nicht, spielte keine Rolle. Sie war ihre Mutter, weil sie diejenige war, die ihr wahrhaft das Leben geschenkt hatte – und dieselbe Frau wollte es ihr jetzt wieder nehmen.

Nicht wenige Jugendliche hätten sich an ihrer Stelle umgebracht. Plectrudes Überlebensinstinkt mußte schon verflucht tief eingewurzelt sein, denn schließlich stand sie auf und sagte laut und mit ruhiger Stimme:

– Ich laß mich nicht von dir umbringen, Ma-man.

Sie bekam sich wieder in den Griff, so gut das für eine Sechzehnjährige möglich ist, die alles verloren hat. Da ihre Mutter verrückt geworden war, würde sie an ihrer Stelle erwachsen sein.

Sie schrieb sich an einer Schauspielschule ein. Dort machte sie großen Eindruck. Ihr Vorname trug dazu bei. Plectrude zu heißen war zweischneidig: Wäre man häßlich, würde der Vorname die

Häßlichkeit unterstreichen; wäre man schön, würde der seltsame Klang die Schönheit vervielfachen.

Letzteres traf auf sie zu. Man stutzte schon, wenn man dieses junge Mädchen mit den herrlichen Augen und dem Gang einer Tänzerin eintreten sah. Erfuhr man dann ihren Vornamen, sah man genauer hin und bemerkte das prächtige Haar, die tragische Miene, den vollkommenen Mund und den makellosen Teint.

Ihr Lehrer sagte ihr, sie habe »eine Physis« (ein seltsamer Ausdruck, fand sie, denn hatte das nicht jeder?), und empfahl ihr, sich bei Castings vorzustellen.

So kam es, daß sie für die Rolle der jugendlichen Geraldine Chaplin in einem Fernsehfilm ausgewählt wurde. Als die Schauspielerin sie sah, rief sie aus: »So schön war ich nicht in ihrem Alter!« Dennoch ließ sich eine gewisse Verwandtschaft der beiden überaus schmalen Gesichter nicht leugnen.

Mit derlei Beschäftigungen verdiente sie ein bißchen Geld, leider nicht genug, um von ihrer Mutter loszukommen, wie es nun ihr Ziel war. Abends kam sie so spät wie möglich nach Hause, um Clémence nicht zu begegnen. Nicht immer ließ sich das jedoch vermeiden, und dann mußte sie sich eine boshafte Begrüßung anhören:

– Schau an, das Pummelchen!

So noch im günstigeren Fall. Es konnte sich aber auch steigern zu:

– ‘n Abend, Dicke!

Wenn es schwerfällt zu verstehen, wie dermaßen surrealistische Bemerkungen Plectrude so tief verletzen konnten, so ist die angewiderte Miene hinzuzudenken, mit der sie ihr hingeworfen wurden.

Eines Tages wagte sie zu erwidern, daß Beatrice, die doch sieben Kilo mehr hatte als sie, niemals in so kränkender Weise angeredet wurde. Worauf die Mutter antwortete:

– Das hat nichts miteinander zu tun, das weißt du genau.

Sie hatte nicht den Mut zu sagen, daß sie es keineswegs genau wisse. Sie verstand nur so viel, daß ihre Schwester das Recht hatte, normal zu sein, sie selbst aber nicht.

Eines Abends, als Plectrude keinen Vorwand gefunden hatte, um der gemeinsamen Mahlzeit fernzubleiben, und als Clémence bei jedem Bissen, den sie zu sich nahm, eine entrüstete Miene aufsetzte, erhob sie schließlich Protest:

– Maman, hör auf, mich so anzuglotzen! Hast du noch nie jemanden essen sehen?

– Das ist zu deinem Besten, mein Liebes. Ich mache mir Sorgen wegen deiner Bulimie.

– Bulimie!

Plectrude sah ihrem Vater und dann ihren Schwestern fest ins Gesicht, ehe sie sagte:

– Ihr seid zu feige, mich zu verteidigen.

– Mich stört es nicht, daß du einen guten Appetit hast, stammelte der Vater.

– Memme! warf ihm das Mädchen an den Kopf. Ich esse weniger als du. Nicole zuckte die Achseln.

– Eure Dummheiten gehn mich nichts an.

– Ist das alles, was du zu sagen hast? knurrte Plectrude.

Beatrice atmete tief durch und sagte dann:

– Also, Maman, ich hätte gern, daß du meine Schwester in Ruhe läßt, klar?

– Danke! sagte Plectrude.

In diesem Moment lächelte Clémence und rief:

– Sie ist nicht deine Schwester, Beatrice.

– Was redest du da?

– Glaubst du, das ist der richtige Moment? murmelte Denis.

Die Mutter stand auf, ging und holte ein Foto und warf es auf den Tisch.

– Das ist meine Schwester Lucette, Plectrudes leibliche Mutter.

Während Clémence die ganze Geschichte Nicole und Beatrice erzählte, hatte Plectrude das Foto an

sich genommen und betrachtete eingehend das schöne Gesicht der Toten.

Die Schwestern waren wie betäubt.

– Ich bin ihr ähnlich, sagte Plectrude.

Wenn ihre Mutter sich mit neunzehn Jahren umgebracht hatte, dachte sie, würde das auch ihr Schicksal sein: »Ich bin sechzehn. Noch drei Jahre zu leben, Zeit, um ein Kind zur Welt zu bringen.«

Von nun an sah Plectrude die vielen Jungen, die sie umkreisten, mit anderen Augen an und mit Gedanken, die nicht ganz altersgemäß waren. Keinen konnte sie betrachten, ohne sich zu fragen: »Möchte ich von dem ein Kind haben?«

Meistens mußte sie die Frage verneinen, so unvorstellbar schien es ihr, von diesem oder jenem netten Kerl ein Kind zu bekommen.

In der Schauspielschule ließ der Lehrer Plectrude mit einem ihrer Kameraden eine Szene aus der *Kahlen Sängerin* einstudieren. Der Text nahm Plectrude so tief gefangen, daß sie sich die gesammelten Werke von Ionesco besorgte. Es wurde eine Offenbarung: Endlich lernte sie jenes Fieber kennen, das dazu treibt, ganze Nächte hindurch zu lesen.

Sie hatte schon oft zu lesen versucht, aber die Bücher sanken ihr aus den Händen. Sicherlich gibt es in der Welt des Schrifttums für jedermann ein

Werk, das ihn zum Leser machen könnte, vorausgesetzt, das Schicksal sorgt für die Begegnung. Was Platon von der liebenden Hälfte sagt, jenem Anderen, das irgendwo umherirrt und das es zu finden gilt, wenn man nicht bis zum Tag des Hinscheidens unvollständig bleiben will, gilt noch mehr für die Bücher.

»Ionesco ist der Autor, der mir vom Schicksal vorbestimmt war«, dachte Plectrude. Sie schöpfte daraus einiges Glück, einen Rausch, wie ihn nur die Entdeckung der Liebe zu einem Buch bewirken kann.

Es kommt vor, daß ein erster literarischer Funke überspringt und beim Interessierten die Freude am Lesen weckt; doch dies geschah nicht bei Plectrude, die andere Bücher nur aufschlug, um sich von deren Langweiligkeit zu überzeugen. Sie beschloß, keinen anderen Schriftsteller zu lesen, und war stolz auf den Nimbus, der ihr aus einem solchen Treueverhältnis zuwuchs.

Eines Abends erfuhr sie durchs Fernsehen von der Existenz der Sängerin Catherine Ringer. Während sie ihr zuhörte, empfand sie eine Mischung von Entzücken und Bitterkeit: Entzücken, weil sie sie hinreißend fand; Bitterkeit, weil dies ein Metier war, das sie selbst gern ausgeübt hätte, obwohl sie

weder die Fähigkeit noch die Mittel, noch die leiseste Ahnung davon hatte.

Wäre sie eines jener Mädchen gewesen, die jede Woche einen neuen Ehrgeiz entwickeln, so wäre das nicht allzu schlimm gewesen. Leider lag der Fall bei ihr anders. Mit siebzehn Jahren kannte sie wenig, was sie zu begeistern vermochte. Der Schauspielunterricht interessierte sie nur mäßig. Sie hätte ihre Seele verkauft, um wieder tanzen zu können, aber die Ärzte, obwohl sie klare Fortschritte ihrer Rekalzifizierung feststellten, waren sich darin einig, daß sie ihren früheren Beruf nicht wiederaufnehmen dürfe.

Wenn die Entdeckung Catherine Ringers ihr einen solchen Schock versetzte, dann deshalb, weil sie ihr zum ersten Mal einen Traum erschloß, der nichts mit Tanz zu tun hatte.

Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie ja in zwei Jahren sterben und vorher noch ein Kind zur Welt bringen müsse: »Ich habe keine Zeit, Sängerin zu werden.«

In der Schauspielschule hatte sie eine Szene aus der *Unterrichtsstunde* von Ionesco zu spielen. Eine Hauptrolle im Stück seines Lieblingsautors zu bekommen ist für den Schauspieler Byzanz und Kythera, Rom und der Vatikan zugleich.

Es wäre falsch zu sagen, sie sei zu der jungen Schülerin des Stücks geworden: Sie war es schon immer gewesen, dieses Mädchen, so voller Begeisterung für die Lernstoffe, daß es sie im Überschwang schließlich verdreht und zertrümmert – darin ermutigt und angeleitet, wohlgemerkt, von dem Professor, diesem großen Zerkleinerer von Wissen und von Schülerinnen.

Sie spielte die Schülerin so weihevoll, daß die Gegenseite davon angesteckt wurde: Derjenige, dem die Rolle des Professors zugeteilt worden war, wurde automatisch von Plectrude auserwählt.

Bei einer Probe, auf eine Replik von ihm, die eine erstaunliche Wahrheit aussprach (»die Philologie führt zum Verbrechen«), antwortete sie ihm, daß er der Vater ihres Kindes sein werde. Er glaubte, dies sei ein sprachliches Verfahren wie in der *Kahlen Sängerin*, und ging darauf ein. Noch in der gleichen Nacht nahm sie ihn beim Wort.

Plectrude entband im gleichen Alter wie ihre Mutter, mit neunzehn. Das Baby wurde Simon genannt. Es war schön und gesund.

Sie verspürte eine mächtige Anwandlung von Liebe, als sie es sah. Sie war auf so viel Mutterinstinkt nicht gefaßt gewesen und erschrak: »Es wird nicht leicht sein, sich umzubringen.«

Dennoch war sie entschlossen, ihr Vorhaben zu Ende zu führen: »Ich habe schon Wasser in den Wein meines Schicksals gegossen, weil ich davon absehe, Simons Vater zu töten. Aber was mich angeht, so komme ich nicht drum herum.«

Sie wiegte den Kleinen und flüsterte:

– Ich liebe dich, Simon, ich liebe dich. Ich werde sterben, weil es sein muß. Wenn ich die Wahl hätte, bliebe ich bei dir. Ich muß sterben – das ist ein Befehl, ich spüre es.

Eine Woche später sagte sie sich: »Jetzt oder nie! Wenn ich noch länger lebe, binde ich mich zu fest an Simon. Je länger ich warte, desto schwerer wird es.«

Sie schrieb keinen Abschiedsbrief, aus dem schönen Grund, daß sie nie gern geschrieben hatte. Ohnehin erschien ihre Tat ihr so leicht verständlich, daß sie keine Notwendigkeit sah, sie zu erklären.

Weil sie keinerlei Mut in sich spürte, beschloß sie, ihre besten Kleider anzuziehen: Sie hatte schon bemerkt, daß Eleganz es leichter macht, sich ein Herz zu fassen.

Zwei Jahre zuvor hatte sie auf dem Flohmarkt ein phantastisches Erzherzoginnenkleid aus nachtblauem Samt mit altgoldfarbenen Spitzen erstanden, so prunkvoll, daß es untragbar war.

»Wenn ich es heute nicht trage, trage ich es nie«, sagte sie sich, ehe sie laut auflachte, als ihr die tiefe Wahrheit dieses Gedankens aufging.

In der Schwangerschaft war sie ein wenig abgemagert, und das Kleid schlotterte ihr um den Leib, doch damit fand sie sich ab. Sie ließ ihr prächtiges Haar herunter, so daß es ihr bis auf den Hintern fiel. Nachdem sie sich auch noch als tragische Fee zurechtgeschminkt hatte, war sie mit sich zufrieden und fand, daß sie sich nun umbringen konnte, ohne zu erröten.

Sie küßte Simon. Erst als sie aus dem Haus ging, fragte sie sich, wie sie es denn machen sollte: sich unter den Zug werfen, unter einen Wagen oder in die Seine springen? Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. »Ich werde schon sehen«, dachte sie. »Wenn man sich mit solchen Details aufhält, bringt man es nie zustande.«

Sie ging zum Bahnhof. Sie hatte nicht den Mut, sich vor die Räder eines Zuges zu werfen. »Wenn schon sterben, dann doch lieber in Paris und auf weniger häßliche Weise«, sagte sie sich, nicht ohne Sinn für das Schickliche. Sie bestieg also den Vorortzug, wo die Pendler, soweit ihre Erinnerung zurückreichte, noch nie eine Mitreisende in so prächtigem Aufputz gesehen hatten, zumal sie auch noch

übers ganze Gesicht strahlte: Die Aussicht auf den Suizid versetzte sie in beste Laune.

Im Stadtzentrum stieg sie aus und ging an der Seine entlang, auf der Suche nach der für ihr Vorhaben am besten geeigneten Brücke. Weil sie zwischen dem Pont Alexandre III, dem Pont des Arts und dem Pont-Neuf schwankte, ging sie lange hin und her, um die Vor- und Nachteile zu vergleichen.

Schließlich wurde der Pont Alexandre III als zu pompös und der Pont des Arts als zu intim verworfen. Den Vorzug erhielt der Pont-Neuf, der sie sowohl durch sein Alter für sich einnahm als auch durch seine halbmondförmigen Plattformen, ideale Stellen für Gedanken in letzter Minute.

Männer und Frauen drehten sich nach der vorüberschreitenden Schönheit um, die nichts davon bemerkte, weil ihr Vorhaben sie voll in Anspruch nahm. Seit ihrer Kindheit war ihr nicht mehr so euphorisch zumute gewesen.

Sie setzte sich auf die Randmauer und ließ die Füße ins Leere baumeln. Viele Leute setzten sich so hin, ohne daß jemand darauf achtete. Sie schaute sich um. Ein grauer Himmel drückte auf Notre-Dame, der Wind kräuselte das Wasser der Seine. Plötzlich erstaunte sie das Alter der Welt: Wie schnell würden ihre neunzehn Jahre in den Jahrhunderten von Paris verschwinden!

Ein Schwindel überkam sie, und ihre Hochstimmung verging: All dies Großartige, das von Dauer ist, all dies Ewige, an dem sie nicht mehr teilhätte! Sie hatte der Erde ein Kind geschenkt, das sich nicht an sie erinnern würde. Sonst nichts. Der einzige Mensch, den sie wirklich geliebt hatte, war ihre Mutter; und derselben Mutter, von der sie nicht mehr geliebt wurde, gehorchte sie nun, indem sie sich umbrachte. »Es ist nicht recht, Simon ist ja auch noch da! Ich liebe ihn. Aber weil ich sehe, wie schädlich Mutterliebe ist, will ich sie ihm lieber ersparen.«

Unter ihren Beinen rief die große Leere des Flusses.

»Warum merke ich erst in diesem Augenblick, was mir fehlt? Mein Leben hat Hunger und Durst, nichts von dem, was es füttern und tränken könnte, ist mir zugefallen, mein Herz ist vertrocknet, der Kopf unterernährt, statt der Seele habe ich ein Vakuum, und dies soll der Zustand sein, in dem ich sterben muß?«

Unter ihr rauschte das Nichts. Die Frage erdrückte sie, brachte sie in die Versuchung, ihr zu entgehen, indem sie die Füße schwerer werden ließ als das Gehirn.

In ebendiesem Augenblick rief eine Stimme von weit her:

– Plectrude!

»Ruft mich jemand von den Toten oder von den Lebenden?« fragte sie sich.

Sie neigte sich zum Wasser hin, als könnte sie dort jemanden sehen.

Der Ruf wiederholte sich, doppelt so laut:

– Plectrude!

Es war die Stimme eines Mannes. Sie wandte sich um in die Richtung, aus der die Stimme kam.

An diesem Tag hatte Mathieu Saladin das seltsame Bedürfnis verspürt, sein heimisches XVII. Arrondissement zu verlassen, um an der Seine entlang spazierenzugehen.

Er genoß den milden, grauen Tag, als er in der Gegenrichtung auf dem Trottoir eine Erscheinung daherkommen sah: ein junges Mädchen, atemberaubend schön und wie für einen Kostümball gekleidet.

Er war stehengeblieben, um sie zu betrachten, als sie vorüberging. Sie hatte ihn nicht gesehen. Mit ihren großen halluzinierenden Augen sah sie niemanden. Da hatte er sie erkannt. Er hatte gelächelt vor Freude: »Ich habe sie wiedergefunden! Man könnte sagen, sie ist immer noch ebenso verrückt. Dieses Mal laß ich sie nicht mehr los.«

Er hatte sich dem Vergnügen hingeeben, das darin besteht, einem Menschen, den man kennt, unbemerkt zu folgen, sein Verhalten zu beobachten, seine Gesten zu deuten.

Als er sie die Beine über das Geländer des Pont-Neuf schwingen sah, hatte er sich noch keine Sorgen gemacht. Er hatte ihr frohes Gesicht gesehen; sie machte nicht den Eindruck einer Verzweifelten. Er hatte die Ellbogen aufs Geländer gestützt und sich hinausgelehnt, um seine alte Klassenkameradin zu betrachten.

Nach und nach hatte er bemerkt, daß Plectrude sich äußerst seltsam benahm. Sogar ihre freudige Miene war ihm nun bedenklich erschienen. Als er den Eindruck gewann, daß sie im Begriff stand, sich in den Fluß zu stürzen, hatte er ihren Vornamen herausgeschrien und war zu ihr gerannt.

Sie erkannte ihn sofort.

Ihr Liebesvorspiel war das kürzeste in der Weltgeschichte.

– Hast du schon jemand? fragte Mathieu, ohne eine Sekunde zu vertrödeln.

– Unverheiratet, ein Baby, antwortete sie ebenso trocken.

– Perfekt! Willst du mich?

– Ja.

Er faßte Plectrude um die Hüften und drehte sie um hundertachtzig Grad herum, damit ihre Füße nicht mehr ins Leere hingen. Sie küßten sich, um das eben Gesagte zu besiegeln.

– Du warst nicht zufällig im Begriff, dich umzubringen?

– Nein, antwortete sie verschämt.

Er küßte sie noch mal. Sie dachte: »Vor einer Minute war ich noch drauf und dran, mich ins Leere zu stürzen, und jetzt hält mich der Mann meines Lebens in den Armen, den ich seit sieben Jahren nicht mehr gesehen habe und von dem ich nicht geglaubt habe, daß ich ihn je wiedersehe. Ich beschließe, meinen Tod auf ein späteres Datum zu verschieben.«

Plectrude entdeckte etwas Überraschendes: Man konnte auch im Erwachsenenalter glücklich sein.

– Ich zeige dir gleich, wo ich wohne, sagte er und nahm sie mit.

– Hast du es eilig!

– Ich habe sieben Jahre verloren, das reicht.

Hätte Mathieu Saladin ahnen können, wie viele Beschimpfungen ihm dieses Geständnis noch eintragen sollte, so hätte er es sich verkniffen. Wie oft schrie Plectrude ihn nicht an:

– Wenn ich mir vorstelle, daß du mich sieben

Jahre hast warten lassen! Wenn ich mir vorstelle, wie du mich hast leiden lassen! Worauf Mathieu entgegnete:

– Du auch, du hast mich hängenlassen! Warum hast du es mir nicht mit zwölf gesagt, daß du mich liebst?

– Das ist Sache des Jungen! Mit dieser Feststellung behielt Plectrude das letzte Wort.

Eines Tages, als Plectrude wieder ihr nun schon berühmtes Klagelied »Wenn-ich-mir-vorstelle-daß...« anstimmte, schnitt ihr Mathieu mit einer Enthüllung das Wort ab:

– Du bist nicht die einzige, die im Krankenhaus gewesen ist. Zwischen zwölf und achtzehn bin ich sechsmal im Spital gewesen.

– Hat Monsieur wieder eine neue Ausrede? Und was für Wehwehchen wurden denn da kuriert?

– Wenn du es genau wissen willst: Ich war vom ersten bis zum achtzehnten Lebensjahr achtzehnmal im Krankenhaus.

Sie zog die Brauen hoch.

– Das ist eine lange Geschichte, begann er.

Mit einem Jahr war Mathieu Saladin tot.

Das Baby Mathieu Saladin erkundete vierbeinig die faszinierende Welt unter den Tischen und

zwischen den Sesselbeinen im Wohnzimmer seiner Eltern. Aus einer Steckdose kam eine Verlängerungsschnur, die an nichts angeschlossen war. Am Ende der Schnur hing eine Knolle, die das Baby ungemein interessierte. Es steckte sie in den Mund und leckte. Der Schlag, den es bekam, war tödlich.

Mathieus Vater konnte dieses elektrische Todesurteil nicht hinnehmen. Binnen einer Stunde brachte er das Kind zum besten Arzt auf dem Planeten. Niemand wußte, wie es zugeing, aber der Arzt holte den Kleinen wieder ins Leben zurück.

Allerdings war es dann noch nötig, ihm wieder einen Mund zu verschaffen: Mathieu Saladin hatte nichts mehr, was dieser Bezeichnung entsprach, weder Lippen noch Gaumen. Der Arzt schickte ihn zum besten Chirurgen der Welt, der hier ein bißchen Knorpel und da ein Stückchen Haut entnahm und so, in minutiösem Patchwork, zwar noch keinen Mund, aber immerhin das Baugerüst für einen solchen wiederherstellte.

– Das ist alles, was ich dieses Jahr tun kann, sagte er schließlich. Kommen Sie nächstes Jahr wieder.

Jedes Jahr operierte er Mathieu Saladin von neuem und fügte etwas hinzu. Und jedesmal schloß er mit den beiden Sätzen, die bald zur rituellen

Formel wurden. Sie gaben Anlaß zu vielen Späßen in der Kindheit und Jugend des wundersam Geheilten:

– Und wenn du schön brav bist, machen wir dir nächstes Jahr ein Halszäpfchen (eine Rachenhöhle, ein Gaumenhäutchen, ein Gaumendach, eine Zahnfleischplastik usw.).

Plectrude hörte ihm zu und war hingerissen.

– Und daher hast du diese herrliche Narbe an der Oberlippe!

– Herrlich?

– Es gibt nichts Schöneres!

Sie waren wahrhaftig füreinander bestimmt, diese beiden, die – jeder auf seine Weise – im ersten Jahr ihres Lebens dem Tod viel zu nahe gekommen waren.

Die allzu vielen Feen, die Plectrude mit so vielen Gaben und mit ebenso vielen Prüfungen gleichen Maßes überhäuft hatten, schickten ihr nun die schlimmste aller ägyptischen Plagen auf den Hals, die belgische Plage.

Einige Jahre waren vergangen. Das Leben in ungetrübter Liebe mit Mathieu Saladin, seines Zeichens Musiker, hatte Plectrude den Mut verliehen, Sängerin zu werden, und zwar unter einem Pseudonym, das der Name eines Wörterbuchs war und

das daher dem enzyklopädischen Umfang ihrer Leiden gerecht wurde: Robert.

Es ist regelmäßig so, daß die größten Katastrophen sich unter dem Wahrzeichen der Freundschaft anbahnen: Plectrude begegnete Amélie Nothomb und sah in ihr die Freundin, die Schwester, die ihr so sehr fehlte.

Plectrude erzählte ihr Leben, und Amélie hörte sich dieses Atridenschicksal bestürzt an. Sie fragte Plectrude, ob all diese Anschläge auf ihr Leben in ihr nicht den Wunsch erweckt hätten, ihrerseits zu töten, kraft jenes Gesetzes, wonach die Opfer die besten Henker abgeben.

– Ihr Vater ist von Ihrer Mutter ermordet worden, als sie mit Ihnen schwanger ging, im achten Monat. Man kann sicher sein, daß Sie wach waren, denn Sie hatten den Schluckauf. Sie sind also Zeugin.

– Aber ich habe doch nichts gesehen!

– Sie müssen zwangsläufig etwas wahrgenommen haben. Sie sind eine Zeugin ganz besonderer Art, eine Zeugin in utero. Es scheint, daß die Kinder im Leib ihrer Mutter von draußen Musik hören können oder es bemerken, wenn ihre Eltern sich paaren. Ihre Mutter hat auf Ihren Vater das Magazin leer geschossen, in einem Zustand extremer Gewalttätigkeit: Sie müssen auf die eine oder andere Weise etwas davon gespürt haben.

– Worauf wollen Sie hinaus?

– Sie sind von diesem Mord geprägt. Wir brauchen gar nicht erst von den metaphorischen Mordversuchen zu sprechen, die Sie erduldet und die Sie sich dann selbst zugefügt haben! Wie könnten Sie da nicht zur Mörderin werden?

Plectrude, die daran noch nie gedacht hatte, dachte fortan unaufhörlich darüber nach. Und weil es eine Art Gerechtigkeit gibt, stillte sie ihre Mordlust an derjenigen, die sie ihr eingeredet hatte. Sie nahm das Gewehr, von dem sie sich nie trennte und das ihr gute Dienste leistete, wenn sie ihre Produzenten besuchte, und schoß Amélie durch die Schläfe.

– Es ist mir nichts anderes eingefallen, um ihren Hirngespinsten ein Ende zu machen, erklärte sie ihrem verständnisvollen Gatten.

Plectrude und Mathieu, denen gemeinsam war, daß sie den Fluß zur Unterwelt schon oft überquert hatten, betrachteten die Leiche, jeder mit einer Träne im Augenwinkel. Das Erlebnis stärkte noch das innige Einvernehmen dieses überaus rührenden Paares.

Von nun an wurde ihr Leben, bis auf zwei Silben, zu einem Stück von Ionesco: *Amélie oder Wie wird man sie los?* Der Kadaver war sehr lästig.

Der Mord ist mit dem Geschlechtsakt insofern

vergleichbar, als sich oft dieselbe Frage daran anschließt: Was macht man mit dem Körper? Im Fall des Geschlechtsakts kann man sich damit begnügen, fortzugehen. Nach einem Mord ist das nicht so einfach. Aus diesem Grund stiftet er auch eine viel stärkere Verbundenheit unter den Beteiligten.

Bis heute haben Plectrude und Mathieu die Lösung noch nicht gefunden.

*Bitte beachten Sie
auch die folgenden Seiten*

Amélie Nothomb
im Diogenes Verlag

Die Reinheit des Mörders

Roman. Aus dem Französischen von
Wolfgang Krege

Prétextat Tach, dreiundachtzigjährig und Nobelpreisträger für Literatur, hat laut Aussage der Ärzte nur noch zwei Monate zu leben. Als dies bekannt wird, bemühen sich Medienleute aus der ganzen Welt um ein Interview. Fünf Journalisten dürfen bei ihm vorsprechen, doch dann nimmt der Schriftsteller sie seinerseits in ein atemberaubendes Verhör.

Eine glänzende Satire auf den Medienbetrieb mit wunderbaren Gedanken über die Wirkung von Literatur. Ein Buch, das überrascht, beunruhigt – und verändert.

»Ein intellektueller Schlagabtausch zwischen einem monströsen Zyniker und Frauenhasser und einer gescheiterten Frau. Beide treiben die Frage nach dem Sinn des Daseins, der Liebe und der Literatur bis zum Äußersten.« *Brigitte, Hamburg*

Liebessabotage

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Man nehme eine Horde Kinder jeglicher Nationalität und sperre sie ohne Aufsicht ein, zum Beispiel im Diplomatenghetto San Li Tun in Peking. Wer meint, die Gören würden nun mit ausgestreckter Freundeshand aufeinander zugehen, ist ein bißchen naiv.

Schon bald haben die Diplomateneltern keine Zeit mehr, sich um den internationalen Frieden zu bemühen, denn ein Weltkrieg wütet unter ihren Kindern.

»Ein geistreicher, brillant konstruierter Roman.«
Der Spiegel, Hamburg

»Liebessabotage sollte niemand verpassen. Ein Crash-Kurs in Sachen Liebe, intelligent und witzig.«

Cosmopolitan, München

Der Professor

Roman. Deutsch von Wolfgang Kreye

Die alten Eheleute Hazel sehnen sich nach einem friedlichen Lebensabend auf dem Land. Als sie ihr kleines Traumhaus beziehen, dürfte ihrem Glück eigentlich nichts mehr im Wege stehen. Doch dann lernen sie ihren Nachbarn kennen.

Ein Psychothriller, der Alptraum, Endzeitstimmung und schlagfertigen Witz zu einem atemberaubenden Lesegenuß vereint.

»In ihrem Roman *Der Professor* erzählt Nothomb mit spürbarer Wonne, witzig und temporeich die Geschichte einer Kapitulation: Sie schildert beeindruckend den terroristischen Quälgeist mit seinem schlechten Benehmen, sie zeigt den Belagerungszustand so anschaulich wie den passiven Widerstand des Opferpaars bis zum grotesken Höhepunkt. Der zunächst harmlose Kleinkrieg steigert sich zum makabren Schauspiel.« *Der Spiegel, Hamburg*

Mit Staunen und Zittern

Roman. Deutsch von Wolfgang Kreye

Sie hat es sich selbst eingebrockt: Aus Übermut und Neugier hat Amélie eine Stelle bei einem japanischen Unternehmen angenommen. Dort lernt sie zwar nichts über Buchhaltung, dafür wird ihr ein Crash-Kurs in Sachen Hierarchie erteilt. Eines ist von Anfang an klar: Eine Frau, zumal eine aus Europa, kann nur ganz unten einsteigen. Und noch tiefer fallen.

»Ein äußerst amüsantes Buch, das ungewöhnliche Einblicke in eine sehr fremde Arbeitswelt gibt.«

Ina Seibold/Freundin, München

Quecksilber

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Auf der Insel Mortes-Frontières hält der alte Kapitän Loncours die junge Hazel gefangen. Als sie erkrankt, reist Krankenschwester Françoise vom Festland an, um sie zu pflegen. Sie ist die einzige Person, die Zutritt zu Hazels Zimmer bekommt. Denn der Alte scheint ein furchtbares Geheimnis zu hüten. Ein phantastischer philosophischer Thriller über Freundschaft, Liebe und deren Grenzen.

»Ein Roman, glänzend wie Quecksilber. Ein Blendwerk, das uns in die Falle lockt mit seiner trügerischen Einfachheit. Fast eine Geschichte für Kinder, nur ein wenig grausamer.« *Le Magazine littéraire, Paris*

Metaphysik der Röhren

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Bis sie zweieinhalb Jahre alt ist, empfindet sich Amélie als Röhre – als Speiseröhre, die sich füllt und wieder leert. Doch dann reist ihre Großmutter aus Belgien an und bringt ihr weiße Schokolade. Die ist süß. Die ist gut. Von nun an gibt es Werte. Und einen Sinn. Amélie ist mit einem Schlag aufgewacht. Kapriziös und neugierig macht sie sich auf die Erkundung der Welt, die sie umgibt, entdeckt dabei die Sprache, die Natur, die menschlichen Leidenschaften und die Geschichten, die sie von ihrer japanischen Kinderfrau erzählt bekommt. Sie läßt sich vergöttern – bis der Tag ihres dritten Geburtstags kommt, der Tag der Vertreibung aus dem Paradies.

Eine Autobiographie über die wichtigsten Jahre des Lebens – die Zeit, in der man in Japan noch vergöttert wird.

»Es gibt viel zu lachen, leise bis schrill, mit und ohne Tränen – das eben ist die Kunst der Amélie Nothomb.«

Westdeutscher Rundfunk, Köln

Martin Suter
im Diogenes Verlag

Small World

Roman

Erst sind es Kleinigkeiten: Konrad Lang, Mitte Sechzig, stellt aus Versehen seine Brieftasche in den Kühlschrank. Bald vergißt er den Namen der Frau, die er heiraten will. Je mehr Neugedächtnis ihm die Krankheit – Alzheimer – raubt, desto stärker kommen früheste Erinnerungen auf. Und das beunruhigt eine millionenschwere alte Dame, mit der Konrad seit seiner Kindheit auf die ungewöhnlichste Art verbunden ist.

»Genau recherchiert, sprachlich präzise und raffiniert erzählt. Dramatisch geschickt verflacht Martin Suter eine Krankengeschichte mit einer Kriminalstory. Ein literarisch weit über die Schweiz hinausweisender Roman.«

Michael Bauer/Süddeutsche Zeitung, München

»Fesselnd. Eine der großen Qualitäten von Martin Suters Roman liegt in der Präzision, mit der er die Krankheit und Umgebung beschreibt, und in der Gelassenheit, mit der er die Geschichte langsam vorantreibt.«

Le Monde, Paris

Martin Suter wurde für seinen Roman *Small World* mit dem französischen Literaturpreis ›Prix du premier roman étranger‹ ausgezeichnet.

Die dunkle Seite des Mondes

Roman

Starwirtschaftsanwalt Urs Blank, fünfundvierzig, Fachmann für Fusionsverhandlungen, hat seine Gefühle im Griff. Doch dann gerät sein Leben aus den Fugen. Ein Trip mit halluzinogenen Pilzen führt zu einer gefährli-

chen Persönlichkeitsveränderung, aus der ihn niemand zurückzuholen vermag. Blank flieht in den Wald. Bis er endlich begreift: Es gibt nur einen Weg, um sich aus diesem Alptraum zu befreien.

»Das Buch ist spannend wie ein Thriller und trifft wie ein Psycho-Roman – eine ungewöhnliche Variante von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*.«

Karin Weber-Duve/Brigitte, Hamburg

Business Class

Geschichten aus der Welt des Managements

Business Class spielt auf dem glatten Parkett der Chefetagen, im Dschungel des mittleren Managements, in der Welt der ausgebrannten niederen Chargen, beschreibt Riten und Eitelkeiten, Intrigen und Ängste einer streßgeplagten Zunft.

»Martin Suters Kolumnen sind meisterhaft, von lakonischem Witz und – bei aller Distanz – nicht ohne Liebe zu den Objekten der Schilderung.«

Armin Thurnher / Falter, Wien

»Höchst amüsant. Martin Suter kennt sich unter jenen Männern aus, die alle mit hehren Absichten und gepanzerten Ellbogen ins Dickicht der ›Business Class‹ drängen. Wie kleine ethnologische Erkundungen lesen sich seine Kolumnen.«

Martin Zingg / Neue Zürcher Zeitung

»Woche für Woche ein Hieb in die nadelgestreifte Seite der Männerwelt.«

Jürg Ramspeck / Die Weltwoche, Zürich

Richtig leben mit Geri Weibel

Geschichten

Es gibt Leute, die werden das Gefühl nicht los, daß sie bei jedem neuen Trend hinterherhinken. Andere dage-

gen wissen erst gar nicht, was sie lifestylemäßig bisher alles falsch gemacht haben. Beides sind optimale Kandidaten für *Richtig leben mit Geri Weibel*. Denn Geri hat sich – nachdem er in so ziemlich alle Fettnäpfchen getreten ist – zu einer Art Trendseismograph in Fragen des derzeitigen Lifestyle herangebildet.

»Suters Betrachtungen erschöpfen sich nicht nur in glänzender Satire. Er ist ein Alltags-Soziologe ersten Ranges. Manche seiner Geschichten erinnern an die besten Szenen von Lorient: präzise, sprachlich brillant und getragen von einem leisen, aber unnachgiebigen Humor.« *Joachim Scholl / Financial Times Deutschland, Hamburg*

»Eine Superkolumne, macht jedesmal viel Spaß.«
fabian@hotmail.com

Richtig leben mit Geri Weibel

Neue Folge. Geschichten

Geri ist mittlerweile verkappter Bewohner eines Loft im Industriequartier und gerade dabei, sich mit seinem deklassierten Status als »Agglo« zu arrangieren, als auch die Clique das Industriequartier für sich entdeckt. Um ein Haar und mit etwas mehr Selbstbewußtsein hätte Geri dieses Trendsetting für sich verbuchen können, allein, die Zeit ist noch nicht reif für unseren Antihelden, der sich erst allmählich vom Zeitgeist zu emanzipieren beginnt. Hingegen kommt Geri in den Genuß einer prickelnden Mainacht mit der allseits begehrten Aira, einer Nacht, die eine Kette von ungeahnten Komplikationen mit sich bringt.

»Suters scharf geschliffene, brillant funkelnde Miniaturen amüsieren köstlich, zumal der Autor seine boshaft exakten Beobachtungen nicht mit Moralin übersäuert, sondern als spritzige Cocktails kredenzt.«

Peter Meier / Blick, Zürich

Ein perfekter Freund

Roman

Durch eine rätselhafte Kopfverletzung hat der Journalist Fabio Rossi eine Amnesie von fünfzig Tagen. Als er seine Vergangenheit zu rekonstruieren beginnt, stößt er dabei auf ein Bild von sich, das ihn zutiefst befremdet. Er scheint merkwürdige Dinge getan, ein seltsames Verhalten an den Tag gelegt zu haben in jener Zeit. Aber offenbar gibt es Leute, denen es lieber wäre, jener Fabio bliebe ausgelöscht.

»Martin Suter schafft es, die Balance zwischen Psychothriller und Kriminalroman zu halten – auf erfreulich hohem literarischen Niveau.« *Der Spiegel, Hamburg*

»Suter kann schreiben wie ein erstklassiger Angelsachse; das können nicht viele deutschsprachige Autoren.«

Armin Thumher / Falter, Wien

»... ein perfekter Erzähler.«

Roger Anderegg / Sonntagszeitung, Zürich

Business Class

Neue Geschichten aus der
Welt des Managements

Die Welt teilt sich in die, die überholen, und die, die überholt werden. Wer möchte da nicht auf der richtigen Spur sein. Was es dabei zu beachten gilt, erfährt man in großer Spannweite in den neuen Geschichten über eine streßgeplagte Zunft.

»Suters satirischer Karriere-Leitfaden sollte in jedem Büro ausliegen – zur Warnung! Bei diesen hundsge-
meinen Milieustudien genießt der Leser seine Rolle als Vorstandsetagen-Voyeur und freut sich an den punktgenauen Dialogen, in denen jeder Satz sitzt wie ein gut platzierter Dartpfeil.«

Karin Weher-Duve / Brigitte, Hamburg

Arnon Grünberg *im Diogenes Verlag*

Blauer Montag

Roman. Aus dem Niederländischen von Rainer Kersten

Die provozierende Lebensgeschichte eines jungen Mannes aus jüdischem Elternhaus, der nicht weiß, wem er sich mehr zugehörig fühlen soll: der zweiten Generation der Holocaust-Opfer oder der Generation Nix«. Dessen Schulkarriere ein frühes Ende nimmt, weil er lieber mit Freundin Rosie durch Kneipen und Cafes zieht. Der das Amsterdamer Rotlichtmilieu zu erkunden beginnt, als Rosie ihn verläßt – wie weh diese Trennung tut, wird nirgends ausgesprochen. Und der es bald nur noch in der gekauften Nähe von Prostituierten aushält, sich dem Alkohol hingibt und dem Verfall. Der schließlich im Anzug des verstorbenen Vaters selbst eine Laufbahn als Gigolo antritt. Hellwach und gnadenlos schildert Arnon Grünberg die tief tragischen und bitter komischen Erlebnisse seines gleichnamigen Taugenichts, der vor allem eines nicht ausstehen kann – Scheinheiligkeit und Heuchelei. Als tragischen Slapstick« hat Grünberg diesen meisterhaft geschriebenen modernen Entwicklungsroman bezeichnet und sich selbst als traurigen Clown.

»Die Stärke dieses wilden Textes liegt in seiner Unmittelbarkeit und im Fehlen jeglicher Larmoyanz. Die Sprache ist bei aller Flapsigkeit von gnadenloser Klarheit und Präzision. Das Weinen, das dem Erzähler im Hals steckt, bleibt stumm oder äußert sich in absurder Komik.« *Hannes Hansen / Die Welt, Berlin*

»Ein glänzender Debütroman.«
Harald Eggebrecht / Süddeutsche Zeitung, München

»Ein frecher, witziger Roman.«
Sonntag Express, Köln

Statisten

Roman. Deutsch von Rainer Kersten

Glück kann man kaufen. Und wenn man etwas kaufen kann, dann bleibt man nicht untätig – man holt es sich: mit dem Geldbeutel, und wenn der leer ist, mit der Kreditkarte. Und wenn man die auch nicht hat, mit der Kreditkarte von jemand anderem. Für die jungen Amsterdamer Helden Ewald, Broccoli und die rassige Schönheit Elvira liegt das Glück in Hollywood. Sie bereiten sich auf eine große Karriere vor und gründen dazu die geheime Organisation Brando«. »Brando« bedeutet auch die Sehnsucht, ein anderer zu werden, einer, der man nicht ist und vermutlich auch nie werden wird – die Sehnsucht schlechthin. Grünbergs zweiter Roman ist ein Meisterwerk an bitterer Komik und zum Lachen reizender Melancholie, eine Mischung aus Desillusionsroman, modernem *Candide* und Woody-Alien-Humor. Hinter seiner Flapsigkeit und Lakonie, seiner äußerst zurückgenommenen und um so unmittelbaren Poesie und Zartheit liegen die Nerven blank – die der Helden und bald auch die des Lesers.

»Statisten beschreibt die Generation der Mittzwanziger, das Ringen um Zuspruch, Zukunft und Zugehörigkeit jener, die wir gern als Feiervolk in Permanenz wahrnehmen. Grünberg stellt diese Diagnose ohne Hoffnung, ohne Verzweiflung. Wohltuend ist, daß er seine illusionsfreie Prosa mit ironischen Versatzstücken anreichert.« *Berliner Morgenpost*

»Die Story könnte von Bukowski oder Henry Miller sein. Sie liest sich flott, und es gibt viel zu lachen. Mag Arnon Grünbergs Held auch scheitern, von diesem Autor wird man noch hören.« *Jörg W. Gronius/Norddeutscher Rundfunk, Hannover*

»Ein tragikomischer Slapstick voll Hoffnung und Melancholie.« *Welt am Sonntag, Hamburg*

Marek van der Jagt

Amour fou

Roman. Aus dem Niederländischen
von Rainer Kersten

Liebe bis zum Wahnsinn – das will Marek, Sproß aus wohlhabendem Hause und Sohn einer männerbetörenden Mutter, unbedingt selbst erleben. In seiner Heimatstadt Wien, wo die Träume hinter jeder Ecke lauern, macht er sich auf die Suche nach der *Amour fou*. Doch schon sein erstes Abenteuer wird zum Alptraum, als das Mädchen, das er zu verführen versucht, nur in Gelächter ausbricht über sein zu klein geratenes Glied. Vom Psychiater über den Schönheitschirurgen läßt Marek nichts unversucht, um dennoch sein Glück in der Liebe zu finden. Heldenhaft versteigt er sich in immer tragischere und immer komischere Situationen, um das Gefühl loszuwerden, heimlich ein Zwerg zu sein. Bis er allen Widernissen zum Trotz doch noch Erfolg hat – wenn auch mit unverhofften Nebenwirkungen...

Eine grandios geschriebene, ebenso temporeiche wie lakonische und phantastische Geschichte über Lebensträume. Eine zu Herzen gehende Lebensbeichte, niemals sentimental. Ein äußerst scharfsichtiges Buch auch über den Heldenmut, den es braucht, der besten aller möglichen Welten und dem Drängen der Familie auf Reichtum, Ruhm und Erfolg zu entkommen. Denn was gibt es Kühneres als das Streben nach wirklichem Glück?

»Die Stärke dieses unspektakulär-tragikomischen Buches ist die stilistische Konsequenz, mit der das Genre des Bekenntnisses weniger ins existentiell Absurde als vielmehr ins Satirisch-Groteske getrieben wird.«

Dorothea Dieckmann / Neue Zürcher Zeitung

»Ein erfrischender, origineller Roman.«

Vrij Nederland

*Das Gesamtwerk
von Georges Simenon
erscheint im
Diogenes Verlag*

»Simenon ist eine Sucht, der man immer mehr und mit wachsendem Genuß verfällt... Simenons Geschichten sind alle mit bewundernswerter Logik aufgebaut, aber das Merkwürdige ist, daß man sich nach einem Jahr nicht mehr an die Handlung erinnert. Was zurückbleibt, ist bloß ein Eindruck, ein unverwechselbares, sehnächtiges Gefühl, und dieses Gefühl lockt einen, das Buch noch einmal und noch ein zweites Mal wiederzulesen. Man gerät in eine beinahe unbegrenzte Umlaufbahn des Lesens hinein, so daß Simenon dauert, so lange man nur will, einen das ganze Leben lang begleitet, sich mit dem eigenen Leben verbindet.« *Federico Fellini*

»Simenon ist ein Schriftsteller, der überall gebraucht wird... Eigentlich Unterhaltungsauteur, ist er schon früh mit Dostojewski Balzac und Cechov verglichen worden. In seinen Romanen herrscht eine dichte Atmosphäre, eine Gegenständlichkeit der Darstellung, daß man meint, man könne Simenons Welt riechen und schmecken, auch wenn sie verschwunden ist.« *Judith Kuckart*

»Er ist ein Monarch. Sein Königreich sind die unzählbaren Leser überall auf der Welt, die Nacht für Nacht seiner bedürfen: die glücklichen Schlaflosen, die keines seiner Bücher aus der Hand legen können, bevor sie es nicht in einem Zug von Anfang bis Ende ausgelesen haben.« *Henry Miller*

Verlangen Sie unseren ausführlichen Katalog
bei Ihrem Buchhändler.



Foto: Éditions Albin Michel

AMÉLIE NOTHOMB, 1967 in Kobe geboren, hat ihre Kindheit und Jugend als Tochter eines belgischen Diplomaten in Japan und China verbracht. Seit elf Jahren schreibt sie wie besessen. In Frankreich erstürmt sie seit Erscheinen ihres Erstlings *Die Reinheit des Mörders* mit jedem neuen Buch die Bestsellerlisten. Für *Mit Staunen und Zittern* erhielt sie den »Grand Prix de l'Académie française«. Amélie Nothomb lebt in Brüssel und Paris.

Name ist Schicksal. Davon ist Lucette überzeugt, als sie ein Kind erwartet. Diesem Kind soll ein aufregendes Leben vergönnt sein, deshalb entscheidet Lucette sich für die totale Extravaganz, für einen Namen, den sie in einem Lexikon des 19. Jahrhunderts gefunden hat: Sie nennt ihr Kind Plectrude.

»Wild, komisch und poetisch, was in diesem Hirn steckt!«
The New York Times

»Ein phantastisches und verrücktes Buch, eine aberwitzige Sozialsatire.« *L'Express, Paris*